Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Verworrenes Leben.

Novellen und Skizzen

von

Wilhelm Raabe.
(Jakob Corvinus.)

Glogau,
Verlag von Carl Flemming.
1862.

Inhalt.

Die alte Universität.

Der Wechsel herrscht auf Erden,
Die Formen läßt er werden
Und schwinden, wie ein Traum.
Das Gute nur und Wahre
Was ihm auch widerfahre,
Hoch steht es über Zeit und Raum.
(Festgedicht von C. A. G. Geitel.)

I.

Glänzend stieg am wolkenlosen Himmel der Vollmond hinter dem Tannenwalde in die Höhe, ohne sich im Geringsten darüber zu verwundern, daß er das kleine Harzdorf Sachsenborn noch auf derselben Stelle in seinem engen Bergthal eingeschachtelt fand, wie gestern, wie vor hundert Jahren, wie vor achthundert Jahren. Die Alten des vergessenen Waldortes hielten, von der Tagesarbeit ermüdet, Rast vor ihren Hausthüren, die jungen Burschen und Mädel durchschritten singend die Dorfgasse, die Kinder jagten einander im Spiel um die kleine Kirche und den Kirchhof, der Brunnen vor dem Gemeindehause plätscherte fort und fort. Das war immer so gewesen an solchen warmen, stillen Abenden, und es war nicht abzusehen, daß und weshalb das jemals anders sein könne und werde. Auch die

Einwohner von Sachsenborn, bis auf Wenige, hatten keinen Grund, über das Erscheinen des schönen Nachtgestirns sich zu verwundern, darüber zu erstaunen und Glossen zu machen.

Es lebten wenig Leute in Sachsenborn, denen daran gelegen war, daß es hinter den Bergen auch noch Menschen gab — sie hatten ja wenig oder nichts mit ihnen zu thun und genügten so ziemlich sich selbst. Zwischen harter Arbeit und dumpfer Ruhe verdämmerte das Dorf seine Tage und Jahre, und war allmälig ein uralter Ort geworden, dessen Entstehen hinaufreichte in die graueste Dämmerung germanischer Zeitrechnung. Das Dörflein hätte viel erzählen können von Jagden und Zügen und Kämpfen der Kaiser, vom großen Otto und von der schönen griechischen Theophania, vom Städteerbauer Heinrich und dem unglücklichen Heinrich, den sie als den Vierten zählen; aber das Dörflein hatte kein Gedächtniß über die „Schwedenzeit" hinaus, es hatte überhaupt keinen historischen Sinn, und es befand sich wohl dabei. —

Es war ein wunderschöner Maiabend, und daß sich bei solch klaren Mondaufgang Mancherlei denken und träumen ließ, und daß es hinter den Bergen auch noch Menschen gab, wußten wenigstens zwei Menschenkinder in Sachsenborn!

Das eine derselben lehnte halb im Schatten halb im Licht am Gitter des Pfarrgärtchens und richtete seufzend zwei glänzende braune Augen auf den stillen nächtlichen Freund am Himmelsgewölbe; das andere

wandelte nachdenklich, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, im Pfarrhause selbst, auf der glänzenden Bahn auf und ab, welche der Mond quer durch das Zimmer legte. Das eine war Jungfrau Ehrhardine Cellarius, des Herrn Pastors zu Sachsenborn einziges Kind, das andere war der Pastor Adam Cellarius selbst! . . . .

Weshalb mußte auch der Pfarrer sein Töchterlein hinausschicken in die weite Welt und in das Haus der alten mürrischen, kränklichen Tante auf der Jüdenstraße zu Göttingen? Weshalb mußte der junge Mann, der so weit hergekommen aus Amerika, der alten Tante in der Jüdenstraße gerade gegenüber wohnen? Weshalb mußte die alte grämliche Tante das Zeitliche segnen in dem Augenblicke, als zum zweiten Male eines jener zarten, ebenso schüchternen wie kühnen Briefchen von der andern Seite der Gasse herübergekommen war? Weshalb mußte der Papa das in der gelehrten Stadt unter den vielen Professoren und Studenten überflüssig gewordene Kind zurückrufen in das Heimathsdorf? . .

„Ach du lieber, lieber, guter Mond, was meinst Du dazu? Sprich, wo weilt er jetzt? Was treibt er? Denkt er wohl noch an mich? Hat er eine Andere, eine Schönere, Klügere gefunden? Lieber, lieber Mond, wie ist's mir doch um's Herz!“ . . . .

Weilte das Herzchen der Tochter an diesem Maimondscheinabend des Jahres Eintausend achthundertzweiundzwanzig fern, fern von dem Pfarrdorf Sachsen=

born im Harz, in der berühmten Universitätsstadt Göttingen, so befand sich der Pfarrer selbst in Gedanken in einer andern Stadt, welche einst auch eine berühmte Universität war, und wo er vor langen Jahren mit dem lange todten Bruder ein fröhliches, sonniges Burschenleben gelebt hatte. Diese Stadt war seit Jahren nicht mehr eine Universität; die alten Lehrer weilten meistens nicht mehr unter den Lebenden, die alten Burschen waren zerstreut über das ganze weite deutsche Vaterland, und waren meistens auch schon grau und runzlich und Männer in Amt und Würden und Hausväter, — Väter und Großväter geworden; und heute hatte die lahme Botenfrau über die Berge ein Zeitungsblatt in Sachsenborn und das Pfarrhaus hineingetragen, ein Zeitungsblatt, in welchem eine Gedächtnißfeier der todten Universität ausgeschrieben wurde, und welches die einstigen Commilitonen, so viel ihrer kommen konnten und wollten, aufforderte, am neunundzwanzigsten Mai in dem ehemaligen Musensitz einzuziehen, um „einer reizenden Vergangenheit, die das Leben nur von der Lichtseite zeigte, auf einige Stunden wieder einen Schein von Gegenwart zu geben."

Hatte nicht der alte einstige Bursch von Helmstedt das Recht, aus dem Fenster seines Studirstübleins in den Mondnebel zu blicken und im Traum die schöne Jugendzeit und die untergegangene Julia Carolina wieder aufzubauen? Mancherlei Bilder und Gestalten zogen an diesem Abend dem Pfarrer

Adam Cellarius in der Seele vorüber, helle und trübe, bis den Beschluß eine gar finstere, traurig-unheimliche Erinnerung bildete —

„Armer Ernst! Arme Antonia!“

Das Töchterlein draußen am Hag unter den überrankenden Zweigen hatte unterdessen angefangen, ein Lied vom Scheiden und Meiden leise hinzusummen; allmälig aber war ihre Stimme, ihr selbst vielleicht unbemerkt, lauter und heller geworden und klang jetzt mit dem fernen Gesang der jungen Dorfleute wehmüthig in die Mondscheingedankengespinnste des Pfarrers hinein.

„Das muß ein wunderbar, wundersam Fest werden!“ murmelte er. „Wenn sie nun zusammentreten wieder einmal im Leben, all die alten Freunde, und sich beschauen und sich nicht mehr erkennen — ah, und die bekannten Straßen wieder durchschreiten, wenn auch nicht mehr so festen Schrittes und sporenklirrend wie einst, und zu den Fenstern hinaufwinken, aus denen nicht mehr die bekannten Gesichter hervorschauen! Ruhig, ruhig Adam! Erinnere Dich! Erinnere Dich! Weißt Du noch? Jenes Gaudeamus auf dem Collegienplatz — dem todten Bruder gesungen, nachdem die Schläger über seinem Grabe gekreuzt worden waren? ... Arme Antonia! Armer Ernst!“

Der Pastor von Sachsenborn hatte das Käppchen abgenommen und sprach mit bebenden Lippen ein: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern

Schuldigern" — ehe ein dritter Name über seine Zunge glitt. Eine Wolke zog vor den Mond in diesem Augenblicke; das Lied Ehrhardinen's brach ab, tiefe Dunkelheit legte sich über das Bergthal, das Dorf Sachsenborn und das Pfarrhaus; nur der ferne Gipfel des Brockens behielt sein bläulich schimmerndes Licht.

„Ich reise! ich reise!" sagte der Pfarrer, nach der fernen Kuppe hinüberschauend. „Nach meiner alten Universität — zu den lebenden Freunden — zu dem Grabe des Bruders!"

Die Tochter trug das Haupt zur Brust gesenkt und hatte die Hand fest auf das Herz gelegt, als sie langsam aus ihrer Laube hervortrat und auf das Vaterhaus, den schmalen Gartenweg entlang, zuschritt. — —

II.

Im Hafen von Hamburg lag das wackere Schiff „The Witch of the waves," welches eben von London angekommen war, und die Passagiere warteten ungeduldig auf die Boote, welche sie an's Land setzen sollten. Es gab auf dem ganzen Schiff nur einen Menschen, der ruhig und gelassen inmitten der Hast und des Getümmels blieb. Etwas abseits dem Haufen der Reisegefährten stand er unbeweglich und blickte nach der nahen Stadt und der langverlassenen Vaterlandserde hinüber. Sein Gesicht war von

fremder Sonne gebräunt, sein Haar gebleicht vom Alter, das Auge matt und müde. Er lehnte etwas gebückt an einem Stock, und war der Letzte, der langsam hinabstieg in den Kahn, welcher ihn an's Land tragen sollte. Erst als er den Fuß auf den deutschen Boden setzte, kam ein seltsames Leben in seine Züge, ein leises Zittern überlief seinen hagern Körper; er athmete aus tiefer Brust auf, lüftete dann ein wenig, wie grüßend, den Hut. Dann verlor er sich im Wogen des Volkes und taucht in dieser Geschichte erst wieder auf am Morgen des achtundzwanzigsten Mai zu der Zeit, wo ein ureinfach Gefährt, gezogen von einem abgelebten weißen, einäugigen Rößlein, auf der vom letzten Regentag aufgeweichten Landstraße mühsam aus den äußersten Vorbergen des Harzes sich hervorarbeitet.

Die Sonne spiegelte sich in tausend und aber tausend funkelnden Tröpflein, die an den Gräserspitzen, an den frischen Laubblättern, an den starren Tannennadeln hingen; die Lerchen sangen hoch in der blauen Luft; tausendfarbig, frühlingsfrisch leuchtete und blitzte die weite grüne, fruchtbare Ebene bis zum Elmwald hin. Aus Sachsenborn ist das kleine Fuhrwerk ausgefahren; wir müssen es aber seinen Weg weiter fortsetzen lassen und uns im Geist in die wackere Stadt Königslutter versetzen, wo der deutsche König Lothar und sein Ehgemahl Richenza in der stillen feierlichen Stiftskirche begraben liegen. Lebendigstes Leben herrschte hier an diesem Morgen.

Die Gassen waren voll Volks, und manch' anmuthig Mädchengesichtchen beugte sich aus dem Fenster und schaute hinab auf die Wagen voll alter Herren, die in das Thor von Braunschweig her rollten und auf dem Markte von den zwölf Hornbläsern der schwarzen Jäger mit der Melodie des Gaudeamus igitur begrüßt wurden. Und gezogen von zwei muthigen Rappen kam auch der Fremde, den wir in Hamburg haben landen sehen und ließ vor dem Rathskeller halten, wo schon mancherlei freudiges Getöse laut wurde, und manch' Wiedersehen mit Mund und Handschlag gefeiert wurde. Finster, das Haupt zur Brust gesenkt, stieg der Fremde die Treppe hinan, welche eben ein hochgewachsener stattlicher Herr, der ein farbiges Bändchen im Knopfloch trug und ein gewichtiger Mann im Staate war, ihm entgegen hinabschritt. Die beiden einander Begegnenden grüßten höflich im Vorbeischreiten, blickten sich einen Augenblick aufmerksamer an — dann setzten sie ihren Weg fort. Der Fremde befand sich oben auf der Treppe, der Mann mit dem Orden unten; jeder schaute, wie zweifelnd, noch einmal zurück; dann rief der Eine:

„Eisenhard! Sind Sie — bist Du es denn wirklich?"

Der Andere rief:

„Hartriegel!" ohne etwas hinzuzusetzen; eilte aber schnell die Treppe wieder hinauf, und drei Minuten lang versperrten die beiden Jugendfreunde, welche sich da eben wiedergefunden hatten, den von allen Seiten

andrängenden ehemaligen juvenes von Helmstedt den Weg. Sie hatten Beide viel erlebt und viel Fragen an einander zu thun, und die drei Minuten auf dem Treppenabsatz reichten bei weitem nicht aus zu allen diesen Fragen und Antworten.

„Später! Später, Ludwig!" sagte der als Siegfried Hartriegel Angeredete. „Später! ich komme einen weiten Weg her, und unaufhaltsam hat mich dieses Fest in seinen Wirbel gerissen — wider Willen! Wider Willen, Ludwig! Hundertmal hab' ich umkehren wollen, und ich habe es nicht gekonnt! Ich habe auch einen Sohn hier in dem alten Deutschland!"

Der Mann mit dem Orden drückte dem Finstern stumm die Hand und schüttelte den Kopf; aber wirklich allzu lustig läuteten rings umher die Gläser und klangen die Trinksprüche und die Begrüßungsworte der verwaiseten Helmstedter Burschen, als daß hier der Ort gewesen wäre, in diesem Augenblick das auszusprechen, was er dem fremden bedrückten Mann hätte sagen müssen. Der Regierungsrath Eisenhard gab sich so selten als möglich eine Blöße: er schwieg deshalb auch jetzt. —

III.

Auf der äußersten Spitze des Corneliusberges gegen Süpplingenburg hin liegen viele gewaltige

Felsensteine, welche die Hand der Natur nicht so aufgethürmt hat, wie sie gelegen sind. Altgermanische Vorfahren haben sie so zusammengewälzt, sei es als Gedächtnißmäler gefallener Helden, sei es als Altäre der bildlosen großen Gottheit, die sie im dumpfen Ahnen besser und klarer erkannten, als römische und hellenische Weisheit in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit sie faßte. Zwei Männer standen auf einem dieser Steine im rothen Scheine der untergehenden Sonne und schauten tief bewegt hinab auf die unten im Thal liegende einstige Universitätsstadt Helmstedt. Einen der Männer kennen wir schon; es war der greise Pfarrer von Sachsenborn, Adam Cellarius. Der Andere, mit der kurzen Pfeife im Munde und dem Knotenstock, untersetzter Statur, ziemlich bejahrt, aber ebenfalls aller Körper- und Geisteskräfte im vollsten Maße noch mächtig, war Herold, ein Arzt in einer kleinen Landstadt, welchen der Pfarrer auf seinem Wege zur alten Universität mitgeführt hatte auf seinem Korbwägelchen. Auch zwei Jugendfreunde, traurigen Herzens inmitten des fröhlichen Volks, welches hier auf dem Corneliusberg den Zug der ehemaligen Studiosen von Königslutter her erwartete.

„Hier, hier war es! Hier lag er und sein rothes Blut färbte die dürre Haide und das Gras!“ murmelte der Pastor — „Ernst! Ernst! . . . Drunten liegt er in seinem kühlen Grabe —“

„Ruhig! Ruhig, Mann!“ sagte der Arzt. „Es

war ein wackerer Junge und er führte seine Klinge gut; aber den Stoß —"

„Die arme Antonie ruht nun auch lange neben ihm — ach Heinrich, ich wollte, ich wäre nicht gekommen!"

„Wer weiß, was ihm durch seinen frühen Tod Alles erspart ist im Leben," sagte der Arzt. „Er ist in Jugendlust und Jugendkraft davongegangen, und der Tod ist ihm leichter geworden, als er uns vielleicht bald genug werden wird; es war ein ehrlicher Kampf!"

Der alte Pfarrer strich über die Stirn und wischte eine Thräne aus jedem Auge. „Horch, da kommen sie!" sagte er dann.

„Wahrhaftig!" rief der Arzt. „Salvete! Salvete! Vivat, vivat Julia Carolina! Ruhig — ruhig, immer ruhig Blut, Mann! Horch, Adam — sie blasen das Gaudeamus — sie kommen! sie kommen!"

Ferne Hornmusik klang in der That leise herüber, und jetzt bewegte sich der lange Zug der Wagen die Landstraße daher. Das Volk von Helmstedt eilte den Kommenden entgegen, und die beiden alten Freunde blieben unter den Felsenmälern allein zurück. Drunten in der Stadt läutete die Glocke der Collegienkirche zum Gruß der einstigen akademischen Bürger. Der Pfarrer von Sachsenborn nahm den Hut ab, und der Arzt folgte seinem Beispiel, indem er die mit einem Blumenstrauß geschmückte graue

Mütze hoch in die Luft schleuderte und geschickt sie wieder fing.

Jetzt hielt der Zug auf dem Gipfel des Corneliusberges; jetzt stiegen die Burschen aus den Wagen und ordneten sich, um Arm in Arm, umwogt von der grüßenden Philisterschaar von Helmstedt, zu den Steinen hinzuziehen. Ihnen vorauf schritten, einen herzerfrischenden Marsch blasend, die Hornisten. Immer näher, immer näher stieg die fröhliche Jugendzeit in den alten Studiengenossen, den beiden Freunden auf dem Felsblocke. Der letzte Schimmer der Sonne verglühte am westlichen Himmel, als unter einem jubelnden Vivat und weitschallenden Tusch der Trompeten und Hörner die letzten Studenten von Helmstedt ihre Universität begrüßten. — „Accinite, commilitones! — — effervescite laetissimae acclamationes! Vivat, floreat Helmstadium! Vivat et floreat apud pios omnium animos Julia Carolina, vivat et floreat in aeternum!" rief eine Stimme von dem höchsten Steine in die herabsinkende Nacht hinein. — —

„Willkommen, Helmstedts Musensöhne!" stand über der Ehrenpforte am Kirchthore, durch welches die einstigen Burschen jetzt einzogen in ihre Musenstadt. Das waren die alten Straßen — das waren die alten Häuser! Tücher wehten aus den Fenstern — manch' hübsch Sträußlein fiel nieder und wurde dankend aufgehoben und im Knopfloch befestigt — Hoch! Hoch, die Julia Carolina! Manch ein Bürger drängte

sich in den Zug, einen wohlbekannten alten Hausgenossen erkennend und ihm freudig dringend die einstige „Kneipe“ wieder zur Verfügung stellend. Wie im Traum schritten Manche der Commilitonen einher! — Die alte Zeit war wiedergekommen — grauköpfige Herren warfen Kußhände zu den Fenstern empor wie vor zwanzig, dreißig Jahren; trübe Augen wurden klar und hell, neue Kraft und Festigkeit gewannen die Füße auf dem wohlbekannten Straßenpflaster — lebendiger pochte und klopfte jedes Herz in der Brust. Floreat vigeatque Helmstadium! —

Auf dem Rathhause nahm die Bürgerschaft die lieben Gäste in Empfang, und ein jeder Philister führte die ihm zugetheilten jubelnd und frohlockend in sein Haus. Wie ehedem regte es sich in den Gassen, wie ehedem trieb es sich über die Plätze, wie ehedem bildeten sich Gruppen an den Straßenecken; wie ehedem lagen ja die akademischen silbernen Scepter und die Albums der Universität auf ihren rothsammetnen Kissen im großen Saale des Collegienhauses. Die alte Universität war auferstanden von den Todten für eine Nacht und einen Tag.

IV.

In einem dunkeln engen Gäßchen der ehemaligen Musenstadt, in einem dunkeln Hause, in einem dunkeln engen Stübchen, an welches ein noch engeres

dunkleres Kämmerlein stieß, hatten der Pastor Adam Cellarius sammt dem Doctor Herold ein Unterkommen gefunden. Beide kannten Gasse, Stube und Kammer gar wohl — sie kannten auch den kleinen blinden Spiegel und die Pfauenfeder dahinter, sie kannten den wackligen rothgemalten Tisch und den zerrissenen Lehnstuhl hinter dem Ofen. Dreißig Jahre waren bereits vorübergegangen, seit sie dieser ihrer einstigen Studentenwohnung den Rücken gekehrt hatten — die Menschen hatten sich wohl verändert, Stübchen und Gasse aber nicht. Der Pastor saß, die Stirn in der Hand, in dem alten Lehnstuhl, der Doctor saß in der Fensterbank und schaute hinunter in die dämmerige Straße.

„Dachte ich doch eben, der Professor Beireis trabe da um die Ecke!“ sagte der Arzt, seinen Platz am Fenster verlassend und auf den Freund zutretend. „Brausepulver muß ich heute Abend noch nehmen, um das Blut und die Nerven zu beruhigen. Wach' auf, Adam, — der Mensch kann wahrhaftig nichts für seine Natur: Du warst ein Träumer, bist ein Träumer geblieben und wirst ein Träumer bleiben.“

Der Angeredete blickte lächelnd in die Höhe. „Heute mußt Du mir das verzeihen, Heinrich; ich habe das Recht dazu und glaube, auch Du bist bereits in denselben Fehler gefallen, den Du mir vorwirfst.“

Der Arzt nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Du magst Recht haben, Adam. Das ist ein seltsames Fest!" brummte er.

Jetzt schritt der Pfarrer von Sachsenborn zu dem Fenster und blickte hinaus; aber nicht hinab in die Gasse, sondern hinüber zu einem Fenster, aus welchem bereits der Schein einer Lampe in die Dämmerung und den Mondschein hinausfiel. Der Arzt trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter; ohne ein Wort zu sprechen standen die beiden alten Studenten eine geraume Zeit neben einander. Dann seufzte Adam Cellarius tief und sagte:

„Da wohnte sie!"

Zwei andere Männer traten in demselben Augenblick in die Gasse und hielten unter dem Hause an. Der Eine stützte sich schwer auf den Andern und seufzte ebenfalls gar tief und beklommen, und eine noch schwerere Last schien auf seiner Seele, als auf der des Pfarrers zu liegen.

„Da! Da!" flüsterte er, auf das erleuchtete Fenster deutend.

„Komm, komm, Siegfried!" sagte der Andere. „Du hast es gewollt — komm fort!"

„Ja, ich habe es gewollt!" murmelte der Erste, und Beide durchschritten langsam und schweigend die Gasse. Der Pfarrer von Sachsenborn blickte ihnen nach — er hatte durchaus keine Ahnung davon, wer da eben seinen Lebensweg wieder gekreuzt hatte; aber ein unabweisbares Gefühl der Unruhe kam plötzlich über ihn und zog ihn wieder hinunter in die Gassen

von Helmstedt. Hier herrschte das fröhlichste Leben, die meisten Häuser waren festlich erleuchtet, und Musik erschallte aus allen von den Burschen occupirten Gasthäusern. Der Mond zog still und friedlich am Himmel dahin, und die frische Luft der Mainacht that dem erregten alten Pastor Adam Cellarius gar wohl. Auf manchen Jugendbekannten stieß er bei seinem Gange durch die Straßen, und den Doctor verlor er bereits an der zweiten Ecke, wo derselbe in einer sehr lebendigen, lustigen Schaar von Collegen und einstigen Commilitonen verschwand. Auf dem festlich glänzenden Duckſteinkeller aber fragte mit dem schönen Liede Houwald's eine kräftige Stimme:

„Bringt Ihr zur Lust, die aus dem Becher winket,
Wie sonst, noch einen frohen, freien Geist?
Begreift Ihr jetzt, warum man: „Schmollis“ trinket?
Und was das tiefe Wort: „Fiducit“ heißt?“

Und jauchzen, daß es weit in die Nacht hinein klang, antwortete ein voller Chor:

„Ja! Schmollis dem ganzen Menschengeschlecht,
Und dann: Fiducit auf Gott und auf Recht!“

Lauschend stand der Pfarrer von Sachsenborn da und summte die Melodie nach, bis der Vers kam:

„Es lebe Alles, was wir einst besessen,
Was uns erfüllt, begeistert und geweckt!
Es lebe, was das Herz wird nie vergessen,
Obgleich es längst ein dunkler Schleier deckt.“ —

Da verließ er, die Hand auf die Brust drückend, seinen Standpunkt und schlich an den Häusern hin, den Hut tief in die Stirn gezogen, um nicht noch einige Male angehalten zu werden, einsam und scheu dem Gottesacker der Sanct Stephanskirche zu, wo unter den vielen gelehrten und berühmten Männern so manches junge, früh verglühete Burschenherz und auch der todte Bruder und die arme Antonie ihren letzten Schlaf schliefen. Er hatte nicht lange zu suchen, um die grünen eingesunkenen Hügel zu finden, und lehnte bald an dem schwarzen Kreuz, welches das Grab des Bruders bezeichnete. Er gab seinen Gedanken keine Worte, und fast hatte er auch keine bestimmten festen Gedanken: er fühlte die wonnige Mainacht und blickte in den flimmernden Mondschein und athmete den Duft der blühenden Gesträuche und Blumen rings umher; aber er war gleich einem Traumwandler. Er vermochte nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten, schwindelnd mußte er sich auf einem der nächsten Grabsteine niedersetzen, und die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Haupt in die Hände gelegt, saß er lange Zeit unbeweglich da. Allmälig legten sich die Wogen seiner Seele, die Bilder, die seinen Geist durchzogen, wurden klarer und bestimmter, er konnte sie auseinanderhalten und sie dann in gewisser Reihenfolge ordnen.

Da zogen zuerst zwei junge Gesellen, lebensmuthig, rothwangig ein in das Thor der alten Musen=

stadt. Das war lange, lange Jahre her! Grüne Laubzweiglein trugen sie an den Hüten, und Alles vor ihnen und um sie her war Frühling und Sonnenschein. Zwillingsbrüder waren es — Adam und Ernst Cellarius; fast gleich an Gestalt, Gesicht und Haar, aber gar verschiedenartig an Geist und Gemüth. Der Erste still und sanft, der Zweite wild und leidenschaftlich, doch treu und brav wie der mildere Bruder. In der engen, dunkeln Gasse, in dem Stübchen, welches dem Pfarrer Adam heute noch so bekannt war, warfen sie die leichten Ränzel ab, entledigten sie die kleinen Lederkoffer, die der Fuhrmann ihnen nachführte, des Inhalts, welchen die mütterliche Vorsorge und die väterliche Gelehrsamkeit ihnen hineingestopft hatte. Bald prangten an der Wand die beiden Matrikeln, durch welche die alma mater sie in die Zahl ihrer Kinder aufnahm; bald prangten die beiden Schläger über einem Paar gewaltiger Fechthandschuh. O selige Zeit! Zeit, wo jeder Nerv, jede Muskel dem Geist gehorchte und der Geist selten etwas wollte, was nicht jeden Nerv, jeden Muskel anspannte —

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugendtraum bescheert."

Es war dem Pfarrer von Sachsenborn, als ob ein leises, wehmüthiges Raunen und Klingen durch die Luft ziehe, als ob es sich ringsum in den Gräbern rege — unwillkürlich schauete er auf — aber die alten und die jungen Schläfer drunten schliefen

fest genug; nur eine ferne Nachtigall sang ihr Klagelied, und der weiße, leuchtende Mondnebel hob und senkte sich über den Gräbern.

Des Pfarrers Geist war wieder in dem kleinen Stübchen in der engen Gasse. Manch' bekannter Tritt erschallte auf der Treppe, manch' bekanntes Gesicht blickte in die Thür. Singende, jubelnde Schaaren der Genossen zogen unter den Fenstern vorüber und hielten und winkten und riefen:

„Weg Corpus juris, weg Pandecten,
Weg mit dem theolog'schen Secten!
Weg mit der Medicinerei!
Vor solchen Musen hab' ich Scheu!

Hinaus! Hinaus! Zu Roß, zu Fuß, zu Wagen — hinaus! Hinaus in die freie Luft, in den grünen Wald! Wer kann hier athmen zwischen den Mauern und dumpfen Wänden? „Die Bücher vom Tisch, Adam! Da kommt der Siegfried schon!"

„Siegfried Hartriegel!" sagte der Pfarrer von Sachsenborn, und er senkte sein greises Haupt tiefer — tiefer — tiefer. „Siegfried Hartriegel, Mörder meines Bruders und sein Freund — mein Freund!" Leise, als wolle er den Namen des Schuldigen dem richtenden Gott nicht verrathen, hatte der Alte diese Worte hingehaucht: daß sie das Ohr Desjenigen getroffen hatten, dem sie am vernichtendsten waren, wußte er nicht. Dicht neben ihm im dunkelsten Schatten des Gebüsches stand der unglückliche Jugendfreund, bewegungslos, wortlos, im tiefsten

Innern vernichtet, ein alter, alter, bedauernswerther Mann! „Arme Antonie!“ sagte Adam Cellarius. „Du warest nicht schuld daran, Deine klaren blauen Augen konnten Nichts dafür, daß sie die Beiden verzaubert hatten! Friede Deiner Asche, Antonie!“ In herzzerreißender Bestimmtheit und Klarheit löste sich ein anderes Bild aus der Mondnacht los.

Unter den Hünensteinen auf dem Corneliusberge standen Bruder und Freund einander gegenüber, während in dem kühlen, stillen Collegiensaale Adam, Nichts wissend, Nichts ahnend, den Worten des Lehrers lauschte. Dem Bruder zur Seite stand Herold, der Mediciner; Secundant Siegfried's war Ludwig Eisenhard, der Jurist. Die Klingen blitzten im Strahl der Abendsonne; zu kurz war der Kampf, um den Sinnverwirrten Zeit zur Besinnung zu lassen: mit durchbohrtem Herzen sank Ernst Cellarius lautlos zusammen, und der herbeieilende Bruder fand nur noch die starre, stumme Leiche, der man mit Mühe die im wilden Grimme festgepackte Waffe aus der Hand winden konnte. Lange lag Adam in einem hitzigen Fieber, das ihm die Besinnung ganz und gar nahm. Als er wieder erwachte, wußte Niemand ihm Nachricht zu geben, wo der unglückliche Siegfried geblieben sei. Er war verschwunden, und Keiner wußte, wohin er gegangen.

„Arme Antonie!“ seufzte der Pfarrer von Sachsenborn. Der Fliederbusch über dem Grabe des todten Mädchens hub an im Nachtwind leis zu rau-

schen, es neigten und beugten sich alle Blumen und schwanken Grashalmen — zusammenschauernd erhob sich der alte Student von Helmstedt. Mitternacht schlug die Glocke auf der Kirche des heiligen Stephan. —

„Gute Nacht, Ernst! Gute Nacht, Antonie!“

Langsam, müde und gebrochen verließ der Pfarrer den Friedhof: ein Anderer trat hervor, sich über die beiden Hügel zu neigen! —

V

Die kleine Stadt war fast ganz wieder in ihre gewöhnliche Stille zurückgesunken; die meisten Lichter und Lampen in den gastfreundlichen Häusern waren erloschen; nur selten ließ sich noch ein Schritt in den Gassen vernehmen. Aber in dem dem Pfarrer von Sachsenborn einst so wohlbekannten Ducksteinkeller saß noch ein Kreis stichhaltender Zecher vor den mit Rheinweinflaschen besetzten beiden langen, einen rechten Winkel bildenden Tischen, und unter dem Läuten der Römer klang es wehmüthig in die stille Nacht hinaus:

„Fato cessit Julia,
Silent professores,
Vacant auditoria.
Sola nos memoria
Vocat auditores.

Ohne Anfechtung von Außen erreichte der Pastor seine Behausung, in welche der Doctor Herold noch nicht zurückgekehrt war. Wie hätte er sich aber zur

Ruhe niederlegen, Ruhe finden können? Nachdem er lange noch auf- und abgeschritten war, zog er den wackelnden Lehnstuhl hinter dem Ofen vor in die Nähe des Fensters, öffnete einen Flügel desselben, setzte sich und blickte hinaus in die stille Nacht. Der Mond hatte seine Bahn am Himmel vollendet, nur einzelne Sterne funkelten milde hie und da. Auch das Licht drüben in dem Stübchen, wo einst die arme Antonie gewohnt hatte, war lange erloschen; klar aber leuchtete das Bild der Jungfrau in der Seele des Träumenden.

„Was für eine süße, sanfte Stimme sie hatte, wenn sie drüben über ihrer Arbeit sang — und wie sie roth wurde und acht Tage ihre Gardine nicht aufgezogen wurde, als ihr Ernst die Rosenknospe hinüber in's Fenster geworfen hatte! — Alles dahin! dahin!“

Jetzt aber erhob die Phantasie ihren Zauberstab und zeigte dem Pfarrer von Sachsenborn andere Bilder: — sein eigenes kleines Glück, welches er in einem vergessenen Bergthal in den Tannenwäldern des Harzes gegründet hatte. Sie zeigte ihm die früh heimgegangene Gattin und ihr Grabkreuz auf dem kleinen Dorfkirchhof: dann stieg das Bild der guten, schönen Ehrhardine auf, und eine Schaar freundlicher, muthwilliger Geisterchen und Genien versammelte sich um den Alten, stimmte die Hörner, probirte die Pauken, und erbaulich klang dem Pastor ein Vers jenes vorhin vernommenen Festliedes auf:

„Wohlan! so lebe denn im Saft der Reben,
Wer die Dogmatik sich im Herzen fand!
Wer Exegese aus Natur und Leben
Und Homiletik lernt im Ehestand!"

Und die ganze Gemeinde von Sachsenborn sang in weiter, weiter Ferne den Chor:

„Ja, wer die Menschen zu Menschen erzog,
Wer lehret und tröstet, der lebe hoch!"

Manche wohlthätige Thräne entrollte dem Auge des Greises, als ihn plötzlich eine Hand, die sich ihm auf die Schulter legte, erschreckt auffahren machte. Er hatte weder den schwerfälligen Tritt des Doctors Herold, noch das Oeffnen der Thür gehört.

„Du bist noch nicht zu Bett, Adam, und sitzest so im Dunkeln?" fragte der Arzt. Seine Miene war sehr bewegt.

„Mir ist wohl so!" lächelte der Pfarrer. „Hast das Wiederaufleben unserer Julia Carolina fröhlich gefeiert, Heinrich?"

„Nach Gebühr," sagte der Arzt und zog einen Stuhl an die Seite des Freundes. „Adam," sprach er ernst, „Adam, er ist auch hier."

Der Pfarrer erhob sich zitternd. „Wer? wer?" fragte er hastig und mechanisch, denn die Frage war unnöthig.

„Siegfried Hartriegel!"

„Ah!" Der Greis sank stumm in den Lehnstuhl zurück.

„Er ist sehr zu beklagen — er ist sehr elend!" sprach der Arzt.

„Heinrich, Heinrich — ah, weshalb mußte ich hierher kommen? Ich will fort — jetzt — gleich fort!“

„Beruhige Dich, Adam! Auch sein Wille ist's nicht gewesen, diesen Ort wieder zu betreten. Es liegt schwer auf seiner Seele.“

Der Bruder Ernst's hatte die Hände gefaltet und stöhnte leise.

„Wo hast Du ihn erblickt, Heinrich?“

„Er kam vom Kirchhof von Sanct Stephan! Ich habe ihn angeredet, da er mich erkannte. Ich konnte nicht anders.“

Der Pfarrer griff nach der Hand des Freundes, sprach aber kein Wort, und lang noch saßen die beiden alten Studenten stumm neben einander.

„Wir wollen zu Bett gehen, Heinrich!“ sagte dann Adam Cellarius; seine Stimme war ruhig; ruhig und heiter war sein Auge, als der Arzt die kleine Lampe angezündet hatte. — —

VI.

Sonnenschein am Himmel und auf der Erde, Sonnenschein in Aller Herzen! Unter dem Geläut der Glocken zogen vom Stadthaus aus die einstigen Studenten von Helmstedt — dreihundertsiebenunddreißig an der Zahl — nach dem Juleum. Ihnen voran wurden die akademischen Scepter und die Namensverzeichnisse der Universität, seit der Stiftung im Jahre 1576 bis zur Aufhebung 1809, feierlich

getragen. Mit Blumen und grünen Eichenlaub hatte man ihnen den Weg bestreut und

non omnis morietur Julia

stand über dem bekränzten Eingang des Juleums.

Der Pfarrer von Sachsenborn ging gebückt am Arm des Jugendfreundes einher — er hatte es schier vermieden, das Auge vom Boden zu erheben.

Auch Siegfried Hartriegel befand sich im Zuge, und der Regierungsrath Eisenhard schritt an seiner Seite ein in den großen Hörsaal, wo die berühmten Katheder manches Jahr schon leer standen, und die berühmten alten Professoren, wie es den Meisten schien, mit einem Ausdruck der Trauer und Wehmuth aus ihren Rahmen an den Wänden auf das neuerweckte Leben herabschauten. Feierliche Stunden gingen den Festgenossen unbemerkt in dem gothischen, so wohl bekannten Raume vorüber: es wurden Reden gehalten, ernste und heitere, deutsche und lateinische, und wurde manch' begeistertes Lied gesungen. Den Schluß der Parentalien bildete ein Choral, mit dessen Ausklingen die erregten Musensöhne wieder hinausströmten in's Freie; in der Sonne, der frischen Luft ihren zusammengepreßten Gefühlen Raum zu geben. Der Arzt wurde wieder von der Seite Adam Cellarius' fortgerissen; der Greis hatte wenige Bekannte getroffen, er fand sich wieder einmal allein inmitten des lebendigsten Gewühls. Er lächelte, auf seinem Stab gestützt, in das frohe Treiben hinein,

„Hartriegel?! Georg Hartriegel?!" rief der Pfarrer. „Sein Sohn! sein Sohn — von dem er sprach!" hauchte er kaum vernehmbar. „Ist das Deine Hand, Du da oben?" murmelte er zum Himmel blickend. „O wir müssen besser bekannt werden, wir müssen besser bekannt werden!" rief er dann laut — „ich heiße Adam Cellarius!"

Der junge Mann stand einen Augenblick zweifelnd, mit offenem Munde da; dann griff er hastig dem Knecht Hans in die Zügel: „Halt, halt, Freund! Lassen Sie mich einsteigen — o, lassen Sie mich sogleich einsteigen, Reverend!"

„Gern!" sagte der Pfarrer, und der Deutschamerikaner schwang sich eifrig auf den Wagen und nahm Platz neben dem Alten.

„Hurrah! hurrah! gefunden! gefunden!" rief er, jubelnd den Hut schwingend.

Was aber der Gesell gefunden hatte, das sollte dem Pfarrer von Sachsenborn nicht lange mehr verborgen bleiben.

IX.

Der Brunnen vor dem Gemeindehause murmelte und plätscherte wie immer; die jungen Bursche und Mädchen sangen unter der großen Linde, die Alten ruhten vor den Häusern, die Kinder spielten; in der Hollunderlaube am Gitter des Pfarrgartens saß die einsame Ehrhardine Cellarius —

„Ach lieber, lieber Mond, wenn ich doch nur wüßt', was mir geschehen ist!... ach Mond, Mond!"

Die gute Ehrhardine hatte vergeblich auf dem Berge den Vater erwartet, und ihren Waldblumenstrauß zerpflückt, ohne daß der Trab des Rößleins, das Rollen der Räder sich hatte hören lassen.

Es war doch recht einsam und öde in dem armen kleinen Walddorf.

Die Frösche quakten munter in die warme schöne Nacht hinein, rund um das Dorf in den Gräben und auf den Wiesen — horch, was war aber das? das war wirklich Rädergerassel und der Tritt eines Pferdes!

Nein, es war Täuschung!

Doch, doch! es war nicht Täuschung: lauter und deutlicher trafen die Töne das Ohr der Jungfrau.

„Sollte das der Papa sein, der mit dem Hans und der weißen Liese heimkehrt von seiner alten Universität?"

In der Gartenthür stand die Jungfrau, als der Wagen in das Dorf einfuhr.

„O der Papa! der gute Papa! er ist's! er ist's!" jubelte sie und eilte dem Fuhrwerk entgegen.

„Willkommen, willkommen, Töchterlein!" rief der Pfarrer, und der Wagen hielt vor dem Pastorenhause zu Sachsenborn.

„Papa! prächtiger alter Papa!" rief die Tochter, dem Vater die Arme entgegen streckend. „O wie freu' ich mich, daß ich" — das Wort erstarrte ihr auf den Lippen, sie hatte den jungen Fremden

erblickt, welcher auf seinem Sitze die seltsamsten Bewegungen machte, jetzt aber aufsprang —

„O Böse! Böse! wie konntest Du mich so quälen — wie konntest Du mir so verschwinden, und Dich boshaft hier verstecken zwischen den wilden Bergen?“

Der alte Pastor stand ziemlich versteinert zwischen den beiden jungen Leuten —

„Aber was ist?...“

„Sie sollen Alles, Alles wissen, Reverend! O das ist mehr als Zufall, das ist Prädestination, daß Sie mich aufgreifen und aufpacken mußten auf der offenen Landstraß' mitten in der Nacht!“

Man sah im Mondschein nicht recht, wie roth, wie purpurroth die Wangen der Jungfrau glühten. Sie zog den Alten in ihre Arme und barg das Köpfchen an seiner treuen Brust —

„Lieber, lieber Papa!...

George Hartriegel bemächtigte sich der rechten Hand des Pfarrers und rief ihm in's Ohr: „Das ist ja die Ehrhardine, die ich gefunden hab' in der berühmten Stadt Göttingen, — die Ehrhardine, die mein ist und mein bleiben soll in alle Ewigkeit, wenn sie mir auch verloren gegangen war, und ich nach ihr hab' suchen müssen bis heute, bis in diesen Mondscheinabend!“

„Aber — aber so kommt doch wenigstens in's Haus, Ihr seltsamen Menschenkinder! Das ganze Dorf versammelt sich ja.“

Wahrlich, das ganze Dorf versammelte sich, um den heimgekehrten geistlichen Herrn zu begrüßen. Alt und Jung — Männer, Weiber und Kinder drängten sich um ihn her, um ihm ein freundliches Wort zu sagen und ein freundliches Wort von ihm in Empfang zu nehmen.

„Und das ist meine liebe schöne Braut Ehrhardine!“ rief der Amerikaner, die Hand der weinenden Jungfrau fassend und sie in die Mitte des bructerischen Volkes führend. Adam Cellarius, der Pfarrer von Sachsenborn, aber that nicht Einsprache, sondern nahm nur den Hut von dem ehrwürdigen greisen Haupte und hob die feuchten Augen zum Himmel —

„Du hast es gut gemacht, Du lieber, treuer Gott da oben! Dein Wille geschehe!“ — —

Der Junker von Denow.

Historische Novelle.

I.

Wer am Abend des sechsten Septembers, alten Styls, am Donnerstag vor Mariae Geburt, im Jahre unsers Herrn Eintausend fünfhundert neunundneunzig, nach Sonnenuntergang einen Blick aus der Vogelschau über die Rheinebene von Rees bis Emmerich und weit nach Ost und West in's Land hinein hätte werfen können, der würde eines erschrecklichen Schauspiels theilhaftig geworden sein.

Schwarze regendrohende Wolken verhingen das Himmelsgewölbe, und es würde eine dunkle Nacht gewesen sein, wenn nicht der Mensch diesmal dafür gesorgt hätte, daß es auf der weiten Fläche nicht ganz finster wurde. Auf den Wällen von Rees leitete, an der Spitze seiner Hispanier, Burgunder und Wallonen, Don Ramiro de Gusman die Vertheidigung der Stadt und Festung gegen das Reichsheer, welches schläfrig und matt genug der Belagerung

oblag, dafür aber auf andre Weise desto mehr Lärm machte, wie es einer Armee des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zukam. Ein fahles, blitzartiges Leuchten lag hier über der Gegend, denn wenn auch das schwere Geschütz seit Mittag schwieg, so knatterte doch das Musketenfeuer, schwächer oder stärker, rund um die Stadt fort und fort, und manch' ein Wachtfeuer flackerte auf beiden Ufern des Flusses, welcher manche Leiche in seinen nachtschwarzen Fluthen mit sich hinab führte in das leichenvolle Holland, wo der finstere Admiral von Arragonien, Don Francisco de Mendoza, und der Sohn der schönen Welserin, der bigotte Cardinal Andreas von Oesterreich die Zeiten Alba's erneuerten. —

Wir haben es jedoch nur mit der rechten Seite des Rheines zu thun, wo tief in das Land hinein unter den zusammengewürfelten Tausenden des Reichsheeres, Hessen, Brandenburgern, Braunschweigern, Westphalen, der furor teutonicus, die sinnlose, trunkene, deutsche Furie ausgebrochen war und in Verwüstungen aller Art sich Luft machte. In allen Dörfern und Lagerplätzen Sturmglocken, Trommeln und rufende Trompeten — Geschrei und Jammer des elenden, geplünderten, mißhandelten Landvolkes — bittende, drohende Befehlshaber — flüchtende Heerden, Weiber, Kinder, Kranke, Greise — Reitergeschwader, die sich sammelten, Reitergeschwader, die auseinanderstoben — brennende Häuser und Zeltreihen, und zwischen Allem die Cleve'schen Milizen,

die „Hahnenfedern," zur Wuth gebracht durch die Ausschweifungen Derer, welche da Hülfe bringen sollten gegen die Ausschweifungen des fremden Feindes! Ueberall Blut und Feuer und Brand — ein unbeschreibliches, wüstes, grauenhaftes Durcheinander, zu dessen Schilderung Menschenrede nicht hinreicht!......

Lang genug hatte an diesem Abend Don Ramiro, hinter seiner Brustwehr an eine zerschossene Lafette gelehnt, hinüber geschaut nach den Laufgräben und Angriffswerken der tollgewordenen Belagerer; jetzt stieg er langsam herab von seinem Lugaus, und begleitet von zwei Fackelträgern und mehreren seiner Unterbefehlshaber schritt er durch die Gassen von Rees, dessen zitternde Bewohner jedes Fenster hatten erhellen müssen, und dessen Straßen dumpf dröhnten unter den Schritten der gegen die östlichen Ausfallspforten heranmarschirenden Besatzung.

„Andrea Orticio!" sagte der spanische Commandant, und im nächsten Augenblick stand der Geforderte vor ihm.

„Alles bereit?" fragte Don Ramiro wieder.

Der gerüstete Führer senkte stumm den Degen und wies mit der Linken auf die Haufen der Krieger, welche jetzt Alle an den ihnen bestimmten Plätzen dicht gedrängt regungslos standen. Des Spaniers Auge flog mit düsterer Befriedigung über all' diese, im Glanz der Fackeln blitzenden Harnische, Sturmhauben, Piken und Schwerter — er nickte.

„Sie würden sich da draußen unter einander selbst fressen, gleich den hungrigen Wölfen," sagte er, „aber wir wollen zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau" — hier lüftete er den Hut, und alle Umstehenden thaten das Gleiche — „unsern Theil an dem Verdienst haben, die Ketzer zu vertilgen! Erinnert Euch, Orticio, mit dem Schlage Elf beginnt das Feuer wiederum — mit dem Schlage Elf hinaus auf sie! Spanien und die Jungfrau! die Losung."

„An Euere Plätze, Ihr Herren!" erschallte das Commandowort Francisco Orticio's — ein dumpfes Gerassel und Geklirr der sich an einander reibenden Harnische — Don Ramiro de Gusman schritt langsam prüfend die Reihen entlang; dann stieg er schweigend wieder zu dem Walle empor, nach einem letzten Wink und Gruß für Orticio, welcher sein Wehrgehäng fester zog.

„Noch eine halbe Stund'! Spanien und die Jungfrau, Spanien und die Jungfrau!" ging es dumpf durch die Reihen der harrenden Krieger. — — —

Unsre Geschichte beginnt!

„So hole der Teufel die meineidigen Schufte und meuterischen Hunde!" schrie der Hauptmann Burghard Hieronymus Rußwurmb in Verzweiflung, im Lager der dreizehn Fähnlein gewappneter Knechte, Reisige und Fußsöldner, welche Herr Heinrich Julius, postulirter Bischof zu Halberstadt, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg als Obrister des niedersächsischen Kreises zufolge des Coblenz'schen Reichsabschieds

für diesen Krieg geworben und aus aller deutschen Herren Ländern zusammengebracht hatte. „Ist denn die Welt ganz umgekehrt? Es ist zum Rasendwerden!... So schlage zum letzten Mal die Trommel, Hans Niekirche — o heiliges Wort Gottes, das ist das jüngste Gericht!"

Hans Niekirche aus Braunschweig, der Trommelschläger, ein blutjunger Wicht, welcher einem Schneider seiner Geburtsstadt aus der Lehre gelaufen war, hatte, hierhin gestoßen, dahin gezerrt, sich fast zwischen die langen Beine seines Hauptmanns gerettet und fing nun mit zitternden Händen von Neuem an, das Kalbfell zu bearbeiten; während der Hauptmann hin und her lief, mit beiden Händen das Haupthaar durchwühlend. Er hatte wohl das Recht, zornig zu sein, der Wackere! Dicht hinter sich hatte er ein geplündertes Bauernhaus, dessen Fenster und Thüren eingeschlagen waren, und auf dessen Schwelle ein junges Weib mit zerrissenen Kleidern, in der im letzten Krampf zusammengekniffenen Hand ein Büschel rother Haare, leblos ausgestreckt lag. An sein linkes Bein hing sich jetzt auch noch ein arm Kindlein in seiner Todesangst, zu seiner Rechten schlug Niekirche seine Wirbel und rings um ihn her schrie und stampfte, fluchte und drohete sein meuterisch Fähnlein und rasaunte durch einander, wie ein aufgestört Rattennest.

„O Ihr Schelme, Ihr Hunde, das soll Euch heimgezahlt werden!" brüllte der Hauptmann. „Warte,

Hans Diroff von Kahla, warte Koburger, Christoph Stern von Saalfeld, an den Galgen und auf's Rad kommt Ihr; oder die Gerechtigkeit ist crepirt auf Erden. Warte, Du Schmalz von Gera, Dein Fett soll all' werden, wie eine Kerze im Feuer! O Tag des Zorns, o Hunde! Hunde!"

„Gebt Raum, Hauptmann!" schrie ein riesenhafter Kerl, genannt Valentin Weisser von Roseneck, dem Führer den Büchsenkolben vor die Brust setzend. „Ihr seid die Verräther, die Schelme, Ihr und Euere saubern Gesellen und Euer Graf von Hohenlohe, der Holländer! Wollt Ihr uns nicht etwa über das Wasser, über den Rhein, von des Reichs Boden führen? He, sprecht!"

„Nicht über den Rhein! nicht über den Rhein! nicht vor Bommel! nicht vor Bommel!" schrie es von allen Seiten, und weit über das Feld durch alle die Tausende wälzte sich dasselbe Wort. Der Hauptmann schlug den Kolben von seiner Brust zur Seite.

„Du wirst gehängt, wie ein Spatz, Rosenecker," schrie er.

„Ihr sollt es wenigstens nit erschauen!" brüllte der Schütz wieder, die brennende Lunte über dem Haupte schwingend. Er nahm sich nicht die Mühe, sie aufzuschrauben, das Feuerrohr lag auf der Gabel — im nächsten Augenblick wäre der Hauptmann ein Kind des Todes gewesen, wenn nicht plötzlich zwischen dem Bedrohten und dem Drohenden ein Reiter

im vollen Galopp angehalten und dem wüthenden Muskettierer den Büchsenlauf in die Höhe geschlagen hätte, daß der Schuß in die Luft ging.

„Der Junker! der Junker!“ schrie es auf allen Seiten. „Der Junker zurück! sprecht, sprecht, was ist's? was sagt der Graf? Haben sie uns verkauft an die holländischen Juden, ihnen ihre Festung Bommel zu entsetzen?... Der Junker, der Junker! Nicht nach Bommel! nicht vor Bommel! nicht über Rhein! nicht über Rhein! In die Spieße der von Hollach!“

„Ja, schreit nur, bis Ihr berstet!“ zischte blau vor Grimm der Hauptmann durch die zusammengebissenen Zähne und ballte die Hände, daß die Nägel tief in's Fleisch drangen. „Schreit nur — es ist noch nicht im Topf, darin es gekocht wird — Christoph von Denow, sprecht zu den Meutmachern! sagt den räudigen Hunden Eure Botschaft!“

Der junge Reiter richtete sich hoch auf im Sattel, und alle die wilden Gesichter im Fackelschein ringsumher wandten sich ihm zu.

„Der wohlgeborene und edle Graf Philipp von Hohenlohe, unser gnädiger Feldhauptmann“ —

„Nichts von dem Grafen von Hollach, dem Verräther, dem Judas!“ schrieen Einige. „Stille! Ruhe! Hört ihn!“ riefen die Andern und gewannen die Oberhand, daß der Reiter fortfahren konnte.

„Der Graf läßt den Fähnlein des braunschweig'schen Regiments zu Roß und zu Fuß vermelden, daß ihr Begehren und Gebahren unehrlich und treulos

sei, deutscher Nation zu Schimpf und Schande und großem Schaden gereiche" —

Ein allgemeines Wuth- und Spott-Gebrüll unterbrach den Redner, der erst nach langem Harren weiter rufen konnte.

„Es sagt der Graf von Hohenlohe, daß er befehle, Generalmarsch zu schlagen vor jeglichem Quartier und auszurücken in die Linien gen Rees, auf weitern Befehl! Da kommt unser gnädiger Obrister, der Herr von Rethen."

Neues Geschrei empfing den ebenfalls im vollen Rosseslauf erscheinenden Führer, welcher den schriftlichen Befehl des Grafen mit sich führte; aber ebenfalls vergeblich durch Bitten, Drohungen, Erinnerungen an den Artikelbrief das Volk zur Ruhe zu bringen versuchte. Athemlos, zornesbleich hielt er zuletzt in dem kleinen Kreise der Hauptleute und Officiere und der wenigen treugebliebenen Söldner. Der Junker aber befand sich, willenlos fortgerissen, inmitten des wildesten Getümmels der aufrührerischen Knechte, die von Mord und Blut sprachen, und bereits ihre Spieße senkten, ihre Feuergewehre richteten auf das Häuflein der Getreuen, welche einen Ring schlossen um die Führer und die geretteten Feldzeichen, und sich rüsteten, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Auch das Reiterlager hatte sich in Bewegung gesetzt, von Minute zu Minute wuchs der Tumult, und inmitten all' dieser drohenden Spieße, Schwerter

und Büchsen, unter all' diesen scheugewordenen, ausschlagenden, stampfenden Rossen und trunkenen Männern taucht jetzt für uns eine Gestalt auf, klein und zierlich gebaut, aber trutzig und unverzagt, im Heerlager aufgewachsen, gebräunt von Wind und Wetter, abgehärtet in mancher bösen Sturmnacht am schwächlichen Lagerfeuer, ein klein Hütlein, geziert mit einer Häherfeder, auf den krausen wirren Locken, ein Dolchmesser im Gürtel, — bekannt bei Führern, Knechten und Reisigen; zu Roß, zu Fuß, zu Wagen stets dem Heere zur Hand: Anneke Mey von Stadtoldendorf, des braunschweig'schen Regiments Marketenderin und Schenkin!

„Hab' ich Dich auf den Fuß getreten, Anneke?" fragte ganz kleinmüthig der wilde Valentin Weisser, der eben das Feuergewehr gegen den Hauptmann hatte losgehen lassen. „Nimm Dich in Acht, daß sie Dich nicht erdrücken, Engel-Anneke — stelle Dich hinter mich, Du wirst gleich Dein blaues Wunder sehen."

„Nehmet Ihr Euch in Acht, Rosenecker," lachte das wildherzige Kind, „Ihr spielt ein hoch Spiel diese Nacht!"

Der Riese warf einen trotzigen lachenden Blick über die hin und her wogenden Massen. —

„Hoho, sind wir nicht Unsrer genug, zu gewinnen? Nicht vor Bommel! Ju — ho! ho! nicht vor Bommel! nicht über'n Rhein! Fort mit den Hauptleuten, fort mit dem Grafen von Hollach!"

In diesem Augenblick riefen wieder Hunderte von Stimmen nach dem Junker — dem Christoph von Denow. Da zuckte ein seltsamer Glanz über das Gesicht des Mädchens. Es stellte sich zuerst auf die Zehen, dann kletterte es mit katzengleicher Behendigkeit und Schnelligkeit auf einen Schutthaufen, wo sich bereits mehrere Soldatenweiber mit ihren Kindern und Habseligkeiten zusammengedrängt hatten, welche alle zugleich in den Lärm hineinkreischten.

„Mein Mann! mein Mann! Jesus, sie würgen sich Alle! Gottes Sohn — Franz! Franz!“

„Was macht der Junker? wo ist der Junker?“ rief Anneke Mey, eine Hand, welche ihr entgegengestreckt wurde, ergreifend.

„Da! da! er spricht zu Denen vom vierten Fähnlein — da — da — Jesus, sie werfen den Hauptmann Eberbach nieder, und mein Mann, Jesus, mein Mann!“ —

Die Augen der Armen wurden starr, mit einem Sprung war sie von der Höhe herab und stürzte sich mitten in das Getümmel; über den am Boden liegenden Hauptmann sank unter den Hieben und Stößen der Meutrer der Doppelsöldner Franz Hase von Erfurt zusammen. Vergeblich hatte sich Christoph von Denow unter die Piken und Hellebarden geworfen, mit seinem Schwert die Spitzen niederschlagend; im vollen Lauf stürzte jetzt das aufrührerische Kriegsvolk auf die Treugebliebenen und die Befehlshaber, Schüsse krachten hinüber und herüber. Ihr Messer aus der

Scheide reißend trieb Anneke Mey in den Aufruhr hinein. Christoph von Denow sah sie plötzlich an seiner Seite unter den Füßen der Kämpfenden; — noch ein Augenblick, und sie war verloren — noch ein Augenblick, und er hatte sie, fast ohne zu wissen, was er that, zu sich empor gezogen auf's Pferd; Alles drehte sich um ihn her — „Mordio! Mordio!“ brüllte es auf allen Seiten — — — Da — — — urplötzlich — — — bleiben alle die zum Verbrechen gezückten und geschwungenen Waffen, wie durch ein Zauberwort aufgehalten in der Luft — jeder Wuth- und Angstschrei erstarrte auf den Lippen — Angreifer und Angegriffene standen lautlos, bewegungslos!

Im Westen über Rees hatte sich, begleitet von von einem donnerartigen Krachen, der dunkle Nachthimmel blutig roth gefärbt. Alle Geschütze auf den Wällen, alle Geschütze in den Angriffslinien brüllten los; im Lager des Reichsheeres flog ein Pulvervorrath in die Luft, dazwischen rollte, immer stärker werdend, das kleine Gewehrfeuer.

Mit einem Mal hatte sich die Scene im aufrührerischen Lager vollständig verändert.

„Sturm! Sturm! Rees zu Sturm geschossen!“ ging es von Mund zu Mund. „Sturm! Sturm! Gen Rees! gen Rees!“

Und als peitsche der Satan sie vorwärts seiner Hölle zu, hatte sich plötzlich diese ganze Masse von Kriegern, Führern, Weibern, Troßknechten in Bewegung gesetzt dem flammenden Vulkan im Westen

entgegen. Gier nach Beute, unbefriedigte Gier nach Blut trieb sie von dannen. Im wildesten Taumel, Reiter und Fußvolk und Wagen bunt durcheinander, raste sie über das Feld durch die Nacht. Im wildesten Taumel und Traum, das Schwert am Faustriemen, vor sich auf dem Sattel das Mädchen aus den Weserbergen, saß Christoph von Denow auf seinem schwarzen Roß. — —

„Sturm! Sturm! Rees zu Sturm geschossen! Vivat der Graf! Vivat der Graf von Hollach! Vorwärts! Vorwärts!"

Ein secundenlanges Anhalten in dieser wüsten Menschenfluth war eine Unmöglichkeit, ein Fehltritt, ein Straucheln der sichere Tod. Schon hörte man zwischen dem Donnern und Krachen um die Stadt den Schlachtruf der Feinde: „Spanien und die Jungfrau! Spanien und die Jungfrau!" und lauter und näher den Ruf der angegriffenen Belagerer: „Das Reich! das Reich! Vorwärts, das Reich!"

Hinein in die Atmosphäre von Blut und Feuer brauste die anstürzende Menschenmasse und die Letzten drängten bereits die Vordersten in die angegriffenen Laufgräben, aus denen eine andere Fluth ihnen entgegen wogte. Das waren die Hessischen, die schlecht bewaffneten, halbverhungerten, im Regen und Rheinwasser fast ertränkten Schanzgräber, welche dem wilden Anprall der Spanier nicht hatten widerstehen können.

„Spanien! Spanien! Spanien und die Jung-

frau!" rief Francisco Orticio, sich über einen Schanzkorb in die Höhe schwingend.

„Spanien! Spanien und die Jungfrau!" wiederholten seine Krieger ihm nachdringend.

„Rette Hessen! Rette!" schrien die flüchtigen Söldner des Landgrafen im panischen Schrecken.

„Braunschweig! Braunschweig!" brüllte es von den Höhen der Böschungen.

„Up dei Düvels!" schrie Heinrich Weber aus Schöppenstedt, eine Fackel in der Hand mitten unter die Hessen springend. Der flammende Brand flog im weiten Bogen gegen die Spanier — ein zweiter Satz — die zu Grund, der Bergstadt im Harz, gehämmerte Hellebarde schmetterte nieder auf eine zu Cordova geschmiedete Sturmhaube: Diego Lua aus Toboso stürzte mit einem: „Valga me Dios!" todt zurück.

„Braunschweig! Braunschweig!" brauste es dem Schöppenstedter nach, und „Braunschweig! Braunschweig!" jubelten auch die Hessen, welche mit neuem Muth sich wandten gegen ihre Verfolger.

„Braunschweig! Braunschweig!" rief Christoph von Denow, dem es gelungen war, sich von seinem Pferde zu werfen, welches sich auf der Böschung hoch bäumte, im nächsten Augenblick aber von einer Kugel getroffen, zusammenbrach. Anneke Mey stand unbeschädigt auf den Füßen, doch auch sie wurde mit hinabgerissen in die Gräben, wo sie jedoch sammt Hans Niekirche hinter einem Haufen umgestürzter Schanzkörbe den verlorenen Athem wieder gewinnen konnte.

Und jetzt Angriff und wüthende Vertheidigung, Flüche in sechs Sprachen, Todesrufe; — auf engstem Raum Vernichtung jeder Art! — Alle Hauptleute der Brauschweiger: Adebar, Maxen, Wulffen, Wobersnau, Rußwurmb, Dux, Statz, und wie sie hießen, hatten ihre Stellen als Befehlshaber wieder eingenommen und drängten tapfer kämpfend die Spanier zurück. Tapfer stritten aber auch die Spanier. Sechs Geschütze hatten sie in den hessischen Schanzen genommen und in den Rheingraben versenkt, Schritt für Schritt wichen sie zu den flammenden Mauern und Wällen der Stadt über die Leichen ihrer Landsleute und ihrer Feinde. Der Graf von Hohenlohe in voller Rüstung mit seinen Herren führte stets neue Truppen an; Haufen auf Haufen ließ Don Ramiro de Gusman hervorbrechen.

Dicht an den Spaniern kämpfte Christoph von Denow, das Blut rieselte aus einer Stirnwunde, — er merkte es nicht. Anneke Mey hatte sich muthig auf ihren Schanzkorb geschwungen und den widerstrebenden Niekirche nachgezogen. Sie hielt ihr Messer noch immer gezückt in der Rechten, mit der Linken hielt sie den schlotternden Trommelschläger am Kragen.

„So schlage den Sturmmarsch, Junge!“ rief sie lachend. „Willst' nicht? Wart', gleich fliegst Du herunter, daß sie Dich drunten zu Brei vertreten, Feigling!“

„Ja! ja! ich will!“ jammerte Hans. „Ach wär'

ich doch daheim! Ach wär' ich doch zu Haus! Mein' Mutter! mein' Mutter!"

„Na, na, schlage nur immer zu, Du kommst noch davon!" sagte Anneke begütigend und ließ den Kragen des Armen los. „Dein Mutter wartet schon a bissel! Schau, wie lustig das aussieht — da, guck, sie geben's den welschen Bluthunden! Wär' ich n' Knab, wie Du — hei, ich wollt's ihnen auch schon zeigen!" Und mit heller Stimme fing das Mädchen an zu singen:

„Mein Vater wollt ein Knäbelein,
Mein Mutter wollt ein Mägdelein,
Mein Mutter thät gewinnen,
Deß' muß den Flachs ich spinnen — Ja spinnen!
Das ist mir großes Leid!"

Immer muthiger schlug Hans Niekirche, durch seine Gefährtin aufgemuntert, seine Wirbel, und unter beiden Kindern vorbei drängten ununterbrochen die Schaaren des Reichs vor und zurück, wie der Kampf vor und zurück wich; bis die Spanier in die Stadt gedrängt waren, und das Zeichen zum Sammeln von allen Seiten den Deutschen gegeben wurde. Don Ramiro hatte die Rheinschleusen, welche er in seiner Gewalt hatte, öffnen lassen.

„Sieh das Wasser! das Wasser! rief Hans Niekirche in neuer Angst. „Laß uns fort, Anneke, sie wollen uns ersäufen, wie die jungen Katzen."

Ein allgemeiner Schrei erhob sich unter dem Getümmel in den Laufgräben; schon standen manche

Haufen bis an den Gürtel in der reißend schnell steigenden Fluth.

„Halt, halt!" rief Anneke Mey. „Er ist noch nicht zurück; aber — geh nur — geh — ich bleib'!"

„Und ich bleib' auch!" schrie Hans der Trommler.

„Zurück! zurück!" tönte es aus den rückwärts schlagenden Schaaren des Reichsheeres: „Das Wasser! Der Rhein! Das Wasser!" Und immerfort donnerte das Geschütz der Spanier von den Wällen, immerfort schlugen die Kugeln verheerend in das wirre, verzweiflungsvolle Durcheinander.

Es war eine böse Belagerung — die Belageruug der Stadt Rees am Rhein: es war kein Glück, es war keine Ehre dabei zu holen.

„Der Junker! der Junker! Christoph! Christoph von Denow!" schrie die junge Dirne auf ihrer Höhe, die Hände ringend, und das Wasser stieg und stieg. Schon waren die letzten der Haufen unter ihr vorüber, und die Todten, von den Fluthen gehoben, wirbelten um sie her. Da griff eine Hand aus den Wassern nach dem Schanzkorbe, auf welchem sie stand, und ein bleiches Haupt erhob sich zu ihren Füßen: „Rette! Rette!"

„Christoph! Christoph!" schrie das Mädchen, sie lag auf den Knien, sie faßte die triefenden Locken, sie faßte den Schwertriemen — der Junker von Denow war gerettet. Valentin Weisser, der Riese, dessen Blutdurst und Muth durch den Kampf und den Rhein bedeutend gekühlt war, brachte mit Hülfe

gutwilliger Genossen den wunden Junker, die Dirne und Hans, den Trommelschläger, glücklich auf das Trockene und weit hinein in's Feld, wo die gelichteten, zerrissenen, wunden Krieger des Reichsheeres um die Wachtfeuer murrend und grollend in stumpfsinniger Ermattung lagen, und die Führer bereits wieder unheimliche und drohende Worte zu hören bekamen.

II.

Trübe dämmerte der Morgen. Auf die wüste Nacht folgte ein ebenso wüster Tag. Vergeblich hatte Herr Otto Heinrich von Beylandt, Herr zu Rethen uud Brembt, Leib und Leben und Seligkeit den Meuterern zum Pfande eingesetzt, daß sie nicht von des Reichs Boden weggeführt werden sollten; vergeblich hatte der Graf von Hohenlohe geflucht, gebeten und gedroht. Zwischen sieben und acht Uhr waren zehn Fähnlein des braunschweigischen Regiments aufgebrochen und aus dem Feld gezogen, Münster zu. Weiber, Kinder, Dirnen folgten jetzt dem plündernden, ehrvergessenen, eidbrüchigen Haufen durch den grauen Nebelregen. Keiner befahl, Keiner gehorchte. Die Einen meinten, es gehe gradaus zum Herzog von Braunschweig, ihrem Zahlherrn, nach Wolfenbüttel; Andere glaubten, es gehe gegen den Bischof von Münster; die Meisten aber dachten gar Nichts, und so schwankte der tolle Zug, einem Betrunkenen gleich, hier vom Wege ab, dort vom

Wege ab, jetzt auf ein Dorf zu, jetzt auf ein einsames Gehöft. Kleinere Banden schweiften zur Seite, oder vor und nach — fort und fort über die Heide; hier im Kampfe mit einer ergrimmten Bauernschaar, dort im Hader untereinander. Der Nebel ward Regen und hing sich in perlenden Tropfen an die rothen Blüthen des Heidekrauts und träufelte von den Stacheln und Zweigen der Dornbüsche. Krähenschaaren begleiteten den Zug lautkrächzend; oder flatterten in dichten Haufen westwärts dem Rhein zu, wo von Rees her das Feuer der Berennung nur noch in einzelnen Schlägen dumpf grollte. Stärker und stärker ward der Regen, die blutigen Spuren der vergangenen Nacht, der Schlamm der Laufgräben mischten sich auf den pulvergeschwärzten Gesichtern, den zerrissenen, verbrannten Kleidern, den verrosteten Waffenstücken — die Männer fluchten und sangen, die Weiber ächzten, die Kinder schrieen, und Anneke Mey auf ihrem Wagen, mit einem Bierfaß beladen, sitzend, hielt tröstend das Haupt des wunden Christoph von Denow in ihrem Schooß und sprach ihm zu, und verhüllte ihn, wie eine Mutter ihr Kind, mit einem groben Soldatenmantel; während Hans Niekirche zähneklappernd das magere Roß leitete, welches vor dem Karren ging. — Lange Zeit hatte der Junker wie besinnungslos gelegen, jetzt hob er den Kopf mühsam empor und strich die Haare aus der Stirn und warf einen Blick auf eine Umgebung.

„O Anneke, weshalb hast' mich nicht gelassen in dem Wasser — oh! oh!"

„Still, still, lieget ruhig, Herr! Die ganze Welt ist auseinander —"

„Weshalb hast' mich nicht gelassen im Lager — im Heer vor Rees?"

„Es ist aus, aus! Alles aus, sagen sie. Alles läuft auseinander —".

„Und wohin gehen wir?"

„Weiß nicht! weiß nicht!"

„Bin also so weit! Ein Spießgesell von Räubern und Mördern und landesflüchtigem Gesindel! Krächzt nur, ihr schwarzen Galgenvögel, ihr habt einen feinen Geruch, wittert den Fraß, wann er noch lustig auf den Beinen herumstolpert und den Bauergänsen die Hälse abhaut und die Rinder aus dem Stall zieht. O Christoph! Christoph! Und Du könntest einen adeligen Schild führen!"

Der junge Gesell stieß solch einen herzbrechenden Seufzer aus, daß ein neben dem Karren reitender Söldner aufmerksam wurde. Er drängte sein Pferd näher heran, zog eine Feldflasche hervor und reichte sie dem Wunden zu.

„Hoho, Junker, was spinnst' für Hanf? Da wärme Dir das Herz, bis wir uns den Münsterschen Dompfaffen in die warmen Nester legen! Aufgeschaut, aufgeschaut, Christoffel! s' ist beschlossen, Ihr sollt unser Obrister werden!"

Der Junker machte eine unwillige Handbewegung und antwortete nicht.

„Auch gut," brummte der Reiter. „Der Satan hol' alle diese Maulhänger! Möcht' nur wissen, was die Gesellen für einen Narren an ihm gefressen haben. Hat den Vorspruch gemacht gestern beim Grafen nach ihrem Willen und soll den Führer spielen, und kann den Kopf nicht grad' halten — Bah! Hätten hundert Bessere gefunden; — kann mit seinem Adel weder den Mantel noch die Ehre flicken. Fort, Mähre was scheust'? Dacht ich's doch, da liegt wieder einer der trunkenen Schelme im Wege. Vorwärts, Schecke, laß liegen, was nicht mehr laufen mag. Was will die Trompete? Holla, was ist das?"

Ja, was wollte die Trompete? Auf der rechten Seite des Weges der Meuterer waren zwar von Zeit zu Zeit vereinzelte Schüsse gefallen, Niemand hatte sie aber beachtet, weil man sie nur den obenerwähnten Scharmützeln mit den Bauern und Hahnenfedern zuschrieb. Jetzt aber wurde das Feuer regelmäßiger, Reitertrompeten erschallten. Der Zug stutzte und hielt. Gestalten, schattenhaft, tummelten sich in dem dichten Nebel, und erschreckte Stimmen erklangen: „Die Spanier! Die Spanier!"

„Zum Henker die Spanier; wie kommen die Spanier soweit über den Rhein?" brummte der Reiter, welcher eben dem Junker die Feldflasche geboten hatte. Er lockerte aber nichts destoweniger das Schwert

in der Scheide und wickelte den rechten Arm aus dem Mantel los.

„Der Feind! der Feind! die Speerreiter!" riefen die im Lauf rückkehrenden Plünderer, zu den Genossen stoßend, und Einige brachten eine frische Wunde mit zurück. Näher und näher hörte man die Trompeten und den Schlachtruf „España! España!" und dann „Hohenlohe! Hohenlohe!"

Keiner von den Meutmachern machte Miene, an dem Gefechte Theil zu nehmen; aber die Musketen waren auf die Gabeln gelegt, die Lunten aufgeschroben, die Spieße gesenkt, und man hatte instinktmäßig einen Kreis um die Wagen mit den Weibern und Kindern und den Raub geschlossen.

Jetzt schienen die Spanier wieder zurückgedrängt zu werden; der Lärm des Kampfes verlor sich in der Ferne. Der Zug der Aufrührer wollte sich bereits wieder in Bewegung setzen.

„Halt, halt!" rief Einer der Fußknechte, „da kommen sie wieder! Rossestrab!" Er kniete nieder und legte das Ohr an den Boden. „Viel Pferde im Galopp!" Man konnte kaum zehn Schritt weit im Nebel und Regen deutlich sehen; es waren wieder nur unbestimmte Schatten, die man nahen sah.

Ein „Halt" wurde ihnen zugerufen, und sie hielten, und eine einzelne Gestalt löste sich von dem Haufen ab. Aus dem Ring der aufrührerischen Söldner des Reichs traten ihr Einige entgegen.

„Wer seid Ihr? Woher des Weges? Was für Begehr?“

Der Nahende ritt ohne zu antworten näher heran.

„Haltet, oder wir schießen!“

„Nur zu, eidbrüchig Gesindel; versucht, ob Ihr einen ehrlichen Reitersmann trefft!“

Wilde Flüche und der Ruf „Feuer, Feuer!“ ertönten, und manche Büchse wurde in Anschlag gebracht; aber dazwischen riefen auch Stimmen: „Halt, halt, das sind keine Spanier, keine Speerreiter!“

„Nein, das sind keine Spanier,“ rief der Reisige zurück. „Das sind auch keine Meuterer, Mörder und Diebshallunken; — ehrliche Hohenlohe'sche Reiter sind's, die Euch Lumpengesindel wahren sollen, daß Ihr nicht dem Galgen entlauft! Glaubt's, der Graf hätte meinetwegen Andere dazu schicken mögen, als uns — nehmt das Ab— Henkersmahl drauf!“

„Der Graf von Hollach hat Euch geschickt?“ fragte es verwundert aus dem Haufen, und Mancher der wilden Kerle drängte sich vor, näher an den Reitersmann.

„Zurück!“ rief dieser, „wir gehen mit Euch, wie befohlen, jagen die Speerreiter, die Euch die Gurgel abschneiden könnten — man sparte nur die Stricke — und schützen das arme Landvolk vor Euch Hunden. Damit holla! — na, wohin geht der Marsch?“

„Packt Euch zum Teufel, wir brauchen Euch nicht!“ schrie Jobst Bengel aus Heiligenstadt. „Wer hat Euch gerufen? Sagt dem Grafen, dem Hollän=

der, unsern schönsten Dank und wir könnten unsern Weg allein finden."

„Geht nicht! Alles auf Befehl! Kümmert Euch so wenig als möglich um uns; Ihr handelt nach Belieben, wir nach Befehl."

„Aber unser Belieben ist, daß Ihr Euch hinscheert, woher Ihr gekommen seid!" brüllte Hans Römer von Erfurt. „Geht, oder es setzt mein' Seel' blutige Köpfe!"

„Unser Befehl ist, daß wir gehen, wohin Euch der Satan treibt. „Am Höllenthor kehren wir um, das ist der Befehl. Genug der Worte."

Damit wandte der Hohenlohe'sche Rittmeister sein Roß und sprengte zurück zu seinen Reitern, welche unbeweglich auf einer kleinen Erderhöhung hielten und im Gegensatz zu dem tobsüchtigen, wüsten Gebahren der Meuterer nur leise Worte des Zorns und der Verachtung hatten.

Auf seinem Schmerzenslager hatte Christoph von Denow halbblinden Auges und klingenden Ohres den Vorgang angesehen und angehört. Jetzt mußte er auch ohnmächtiger Zeuge der wilden Reden um ihn her sein.

„Das ist solch ein falsch Spiel von dem Grafen — das ist eine Falle. Sollen uns schützen vor den Speerreitern! — Lauter Sorg und Lieb, bis sie Euch den Hals zuschnüren! — Nichts von dem Grafen von Hollach! Fort mit den Reitern des Hollän-

ders! Feuer auf sie! In die Spieße! in die Spieße mit ihnen!"

„Die Rasenden! die Niederträchtigen!" stöhnte Christoph von Denow, die Hände ringend. „Und hier liegen zu müssen gleich einem abgestochenen Schaflamme! Halt, halt, was wollen sie thun?!"

Seine schwache Stimme ging verloren in dem Lärm „fort mit Holländern! fort mit dem Grafen von Hollach!"

Mit einem Schlage setzte die ganze Masse der Meuterer im Sturmlauf an gegen das kleine Häuflein der Reiter.

„Hab's mir wohl gedacht," brummte der Rittmeister in den grauen Bart. „Achtung, Gesellen! Stand gehalten — das ist der Befehl. Herunter mit den Schuften, wenn sie Euch nahe kommen."

Sie griffen wirklich an. Im nächsten Augenblick war die Reiterschaar umringt, durchbrochen. Die Meisten sanken nach tapfrer Gegenwehr vom Pferd; nur Wenige schlugen sich durch und flohen über die Haide. Zuletzt kämpfte noch ein Einzelner. Das war der tapfere alte Führer, der sich wie ein Verzweifelter wehrte. Endlich erstach ihm Balthasar Eschholz aus Berlin das Roß, und eine Kugel durchfuhr seine treue Brust.

Einige Minuten standen die Mörder wie erstarrt. Schlug ihnen diesmal das Herz? Sie wagten es nicht, die Gefallenen zu berauben, ein plötzlicher Schrecken kam über sie, wie von Gott dem Richter

gesandt, und Mann und Roß und Wagen stürzten von dannen, hinein in den Nebel, der sie verschlang, als seien sie nicht werth, von Himmel und Erde gesehen zu werden.

„Das ist ein schlechter — schlechter Tod!" seufzte der zu Boden liegende Reiterhauptmann. „Ein schlechter Tod! — In Deine Hände — aber Alles der Befehl — nun kann der Rath von Nürnberg mein Weib und meine Jungen auffüttern — ein schlechter Tod — Amen! Alles — der — Befehl!"

Er griff noch einmal mit beiden Händen krampfhaft in das Haidekraut — es war vorüber.

Ein Wäglein und drei Menschenkinder waren zurück geblieben beim Fortstürzen der Mörderschaar. Das war Anneke Mey von Stadtoldendorf, welche das Haupt des Erschlagenen stützte, das war Christoph von Denow, der auf seinem Lager das Vaterunser weiter betete, welches der Rittmeister nicht hatte zu Ende bringen können. Das war Hans Niekirche, der Trommelschläger, welcher schluchzend das Rößlein vor dem Wagen hielt!........

III.

Nicht Leben, nicht Tod; nicht Vergessenheit, nicht Sinnesklarheit; nicht Schlaf, nicht Wachen; — Alles ein wildes, wirres Chaos in dem fieberkranken Kopfe Christoph von Denow's! Jetzt legte es sich ihm, einem feuerigen Schleier gleich, vor die Augen, tausend

Sturmglocken und der Verzweiflungsschrei einer eroberten Stadt füllten ihm Ohr und Hirn; — jetzt versank er wieder in ein endloses graues Nichts, in welchem ihn allerlei unerkennbare Schatten umschwebten: — jetzt vermochte er es wieder, sich und seine Umgebung zu unterscheiden; ohne sich klar darüber werden zu können, wer ihn von dannen führe und wohin man ihn führe. Manchmal war der Himmel über ihm grau und ihn fror, dann wieder schaute er empor in das reine Blau und die Sonne schien herab auf ihn. Manchmal glaubte er sich in einem auf dem Wasser fahrenden Schifflein zu befinden, manchmal sah er wieder grüne Zweige über sich und hörte die Vögel singen. Er gab es auf, zu denken, sich zu erinnern: willenlos überließ er sich seinem Geschick. Es zog und zuckte durch seinen Geist! — Da ist der weite, kühle Saal in der väterlichen Burg, dem einstmals am weitesten in das Polen- und Tartarenland vorgeschobenen Posten des deutschen Wesens. Durch die bunten Scheiben der spitzen Fenster fällt das Licht der Sonne und wirft die farbigen, flimmernden Schattenbilder der gemalten Wappen und Heiligen auf den Estrich. Da steht der Sessel des Ritters von Denow neben dem großen Kamine, und der Sessel und der Gebetschemel der Mutter in der Fenstervertiefung, da glitzern im Winkel auf dem künstlich geschnitzten Schenktisch die riesigen, wie Silber glänzenden Zinnkrüge und Geschirre. Da blickt ernst von der Wand der Ahnherr mit dem Ring-

panzer auf der Brust, und manch wunderlich Gewaffen aus den Polen- und Preußenschlachten hängt an dem Mittelpfeiler, welcher den Saal stützt.....

Feuer! Feuer! Das ist nicht der Widerschein der Abendsonne an den Wänden. Feuer! Feuer! und das Wimmern der Burgglocken und der Schall der Sturmhörner! — Wo blieb das süße, mildlächelnde Bild der Mutter, das eben noch durch den stillen dämmerigen Saal glitt, Feuer und Sturm! Die Polen! die Polen! All verloren! Allgewonnen! Allgewonnen!

Da taucht ein ehrliches bärtiges Gesicht auf — das ist der Knecht Erdwin Wüstemann, welcher den kleinen Christoph aus der brennenden väterlichen Burg auf den Schultern trug und rettete..... Nun rauscht der Wald, nun murmelt der Bach — das ist die verlorne Forsthütte, wo der treue Knecht und das Kind hausten so lange Jahre hindurch. Die Hunde zerren bellend an der Kette, der Falk schaukelt sich auf seiner Stange. Wilde Gesellen und Weiber — fahrende Soldaten, Sänger und Studenten und demüthige Juden verlangen Obdach vor dem nahen Gewitter, oder dem Schneesturm. Sie lagern auf nackter Erde um das Feuer, an welchem die Hirschkeule bratet. Der Weinkrug geht im Kreise umher; Lieder erschallen! Lieder vom freien Landsknechtsleben, lutherische Lieder, Spottlieder gegen den Papst und den Türken und lateinische Lieder vom wandernden Scholarenthum. Jetzt geräth der rothe

Heinz mit dem landflüchtigen Leibeigenen oder dem Zigeuner in Streit; die Messer blitzen, der Knecht Erdwin wirft sich zwischen die Kämpfenden — es rauscht der Wald, es murmelt der Bach, es klingt die Harfe des blinden Sängers — ah Wasser, Wasser und Waldfrische in dieser Gluth, welche das Gehirn verdorrt und die Knochen versengt!

Einen Augenblick lang öffnete der Kranke die Augen, er hörte Stimmen um sich her; Jemand hielt ihm einen Krug voll frischen Wassers an die heißen Lippen. Er hatte nicht fragen können, wo er sei, wer ihm helfe in seiner Noth? — von Neuem ergriff ihn der Fiebertraum.

Aus dem Kinde ist im lustigen Wildschützenleben ein wackerer Bub geworden. Hinaus aus dem grünen Wald zieht der Knecht Erdwin mit dem Schützling. Die Zeiten sind danach — wer kühn die Würfel wirft, kann wohl den Venuswurf werfen. Mancher gelangte in der Fremde zu hohen Ehren und Würden, der im Vaterlande kaum den heilen Rock trug. Gern kaufen Franzosen, Spanier, Holländer mit rothem Golde rothes deutsches Blut. Ho, so hattest Du Dir die Welt draußen vor dem Wald wohl nicht gedacht, Christoph von Denow? Hei, das waren andere Gestalten und Bilder: Städte, Klöster und Burgen; Fürsten mit Rittern und Rossen, schöne Damen, Aebte und Bischöfe mit reichem Gefolge, Bürgeraufzüge, bunte Landsknechtsrotten auf dem Wege nach Italien, nach Frankreich — für den Kaiser und wider den Kaiser!

Aus dem Reitersbuben ist ein Reitersmann geworden, welcher Nichts sein nennt, als sein gutes Schwert, und welchem von den Vätern her Nichts geblieben ist, als der eiserne Siegelring mit dem Wappen Derer von Denow, welchen er am Finger trägt.

Immer weiter hinein in das bunte Leben, in den bunten Traum — tagelang, wochenlang im Wundfieber kämpfend zwischen Sein und Vernichtung, bis endlich eine Glocke dumpf und feierlich erklingt, eine Glocke, die nicht mehr allein in dem Gehirn des Kranken läutet!

„Wo bin ich? ... Die Glocke, was will die Glocke?“ murmelte Christoph von Denow, die Augen aufschlagend.

Anneke Mey stieß einen Freudenschrei aus und hob das Haupt des Junkers ein wenig aus ihrem Schooße: „Er lebt, o guter Gott, er wird leben!“

„Die Glocke! die Glocke?“

„Still, lieget still, Herr! das ist Sanct Lambert zu Münster, und da — horcht! das ist der Dom! Morgen ist der heilige Matthiastag — still, still, lieget ruhig.“

Es wurde dunkel über dem Junker; das Wäglein fuhr in diesem Augenblick durch die Thorwölbung. Der Junker schloß die Augen wieder, er glaubte einen Wortwechsel zu hören, er glaubte zu bemerken, daß der Wagen hielt, Anneke's Stimme erklang ängstlich und bittend dazwischen. Er glaubte ein bärtiges Gesicht über sich zu sehen und einen Ausruf des

Schreckens zu hören. Der Wagen bewegte sich wieder — er fuhr aus dem dunklen Thor in das Licht der Straße hinein. — —

Das war das Gesicht des alten Knechts Erdwin, welches der Junker von Denow über sich sah, bis im folgenden Moment Alles verschwand und es wieder Nacht war im Geiste Christoph's. — Allmälig aber wurde diese Nacht jetzt Dämmerung; die Gedanken ordneten sich mehr und mehr. Christoph von Denow erwachte wieder zum Leben.

Er fühlte den wohlthuenden Strahl der milden Herbstsonne, er vernahm die Worte der Freunde um sich her. Jetzt erzählte Erdwin der Knecht, jetzt sprach Anneke Mey, jetzt lachte Hans der Trommelschläger. Die Landschaft glitt an ihm vorüber, Städte, Dörfer, Flecken, er sah blaue Höhenzüge im Osten auftauchen und vernahm, wie ein Wanderer dem Knechte Erdwin sagte, das sei der altberühmte große Teutoburger Wald. Er schlummerte abermals ein, und als er abermals erwachte, fand er sich mitten in den Bergen, und ein Wasser rauschte seitwärts in das Dickicht. „Das Wässerlein kenn' ich," rief Anneke, „das ist die Else, die fließt in die Werre, und die Werre fließt in die Weser, nun sind wir der Heimath nahe."

„Und wie ziehen wir nun, Anneke?" fragte der getreue Knecht Erdwin, welcher munter neben dem Wagen, den Spieß auf der Schulter, herschritt.

„Wo die Sonne aufgeht, fahren wir zu; aus

dem Teutoburger Wald in den Lippe'schen Wald, zuletzt wird doch 'mal ein Berg kommen, von dem wir die Weser glitzern sehen können. Dann sind wir zu Hause!"

„Anneke, Anneke!" murmelte Christoph.

„O, wachet Ihr wieder, Junkerlein? geduldet Euch und lieget still, wir sind Alle noch da, und der Meister Erdwin ist auch da und hat mir Alles von Euch erzählt und ich ihm auch Alles von Euch."

„O Junker, Junker, seid Ihr wach?" rief der Knecht Erdwin und schauete über den Rand des Wagens. „Das Mütterlein im Himmel muß über uns wachen, daß ich Euch grad am Thor zu Münster treffen mußt. Von der Reichsschanze bis nach Münster bin ich kreuz und quer Euern Spuren nachgezogen. Habt mich schön in Angst und Noth gebracht! Haltet das Maul, Junkerlein. Dem Herzmädel da dankt Ihr Euer jung' Leben. Lasset Euch füttern und atzen und schlaft wieder ein, wir halten Euch oben, Hans und Anneke und ich!"

Christoph drückte schwach die Hand des wackern Alten, er wollte nach dem Heer fragen, nach den Meuterern, aber er vergaß es. Sein wunder Kopf ruhte noch immer an der Brust der jungen Dirne. Aus schwimmenden Augen blickte er auf zu dem braunen wildfreundlichen Gesicht über ihm.

„Ach, Anneke Mey, Anneke Mey, wohin willst Du mich führen?"

„In meiner Heime ist es gar schön,“ sagte das Mädchen. „Da sind die Berge und die Wiesen so grün, da schaut die alte Burg, sie heißen sie die Homburg, herab auf das Städtel. Da sind die hohen weißen Felsen, ganz weiß, weiß — da wohnen die klugen Zwerge in tiefen runden Löchern. Das ist wahr, ganz gewiß wahr! Es ist auch schaurig da, manchmal rührt sich der Boden, und der Wald sinkt ein in die Erde, tief, tief, — und ein Wässerlein springt dann unten in dem Grunde auf; das Wasser trinken die Leut' nicht gern. Aber mitten in den Bergen, da ist ein kühler Bronn, der Wellborn geheißen, aus dem kommt das Wasser durch Röhren in die Stadt, und die Brunnen rauschen und plätschern immer zu. Und vor dem Burgthor ist ein klein Haus dicht an der Stadtmauer, da sitzt meine alte Muhme, die Alheit — mein Vater und Mutter sind lang todt im Lager von Lafere, wo wir mit dem französischen König Heinrich waren — und ihre Katz' sitzt neben ihr, und wenn sie, ich mein' die Muhme — an mich gedenkt, so brummt und keift und bet't sie ein Vaterunser, grade weil sie mich gern hat. Schläfst noch nicht, Junkerlein? Mach' die Augen zu und kümm're Dich nicht um die Welt.“

Mit leiser Stimme fing das Mädchen an zu singen:

„Musikanten zum Spielen,
„Schöne Mädchen zum Lieben:

„So lasset uns fahren,
„Mit Ross' und mit Wagen,
„In unser Quartier!
„In unser Quartier!“

„Ach, der Wagen stößt zu hart; wisset Ihr was, Meister Erdwin? singet Ihr weiter.“

„Wollen's versuchen!“ sagte der Knecht Wüstemann und begann im Ton der Schlacht von Pavia das Lied von der Schlacht vor Bremen, in welche er als ein junger Bursch' mit den Reitern des Grafen von Oldenburg gezogen war, und frisch schallte sein Baß in den Wald hinein.

„— Unser Feldherr das vernahm,
„Graf Albrecht von Mansfelde
„Sprach zu seinem Kriegsvolk lobesam:
„Ihr lieben Auserwählten,
„Nun seid ganz frisch und wohlgemuth,
„Ritterlich woll'n wir fechten;
„Gewinnen woll'n wir Ehr und Gut,
„Gott wird helfen dem Rechten.“

Als der Endvers kam, war Christoph wirklich eingesungen zu sanftem Schlummer, und Hans Niekirche behielt den braunschweig'schen Gassenhauer, den er eben zum Besten geben wollte, auf das Ersuchen des alten Erdwin's für sich. Mit einbrechender Nacht wurde bei einem Köhler mitten im Forst das Nachtquartier aufgeschlagen.

„Was ist denn da draußen vorgegangen in der Welt?“ fragte der schwarze Waldmann. „Ihr seid

die Ersten nicht, die hier durchkommen sind und hier angehalten haben. Das ist ja auf einmal, als ob alles Kriegsvolk im deutschen Land sich hier auf den Wald niedergeschlagen hätt', wie ein Immenschwarm auf den Schlehenbusch. Ist es wahr, daß das Reichsheer auseinandergelaufen ist?"

„Es ist wahr," sagte der Knecht Erdwin düster. „Es ist aus, — Alles vorbei!"

„Vorgestern zog hier ein Trupp durch, fast zehen Fähnlein stark, aber anzusehen wie ein wüst Raubgesindel, Fußvolk und Reiter durcheinander. Wollten gen die Weser und ließen sich vernehmen, sie wollten ihrem Zahlherrn, dem braunschweiger Herzog —"

„Die Braunschweiger?!" riefen Erdwin und Anneke und Hans Niekirche. „Die Braunschweiger?!" murmelte Christoph von Denow und richtete sich halb auf seinem Lager auf.

„Gehört Ihr zu ihnen?" fragte der Köhler mißtrauisch. „Nehmt Euch in Acht; ich hab' Einen gesprochen, der sagte, der Braunschweiger habe seine Leibguardia und Reiter die Menge abgesandt, ihnen den Weg zu verlegen. Sein Feldhauptmann, der Graf von Hohenlohe, ist auch, von Mitternacht her, gegen sie aufgebrochen. Das kann ein übel Ende nehmen!"

„Gegen die Weser sind sie gezogen?"

„Wie ich Euch sagte, Maidlein."

„Herr Gott, so müssen wir ab vom Weg!"

„Ihr gehört also nicht zu ihnen?"

„Nein! nein! nein!“ riefen Christoph und Erdwin und Anneke.

„Und Ihr wollt auch über die Weser?“

„In meine Heimath!“ rief Anneke.

„Mit dem wunden Mann? Geht nicht, wahrlich geht nicht! Weg und Steg sind verlegt.“

Alle schwiegen erschrocken und verstört einige Minuten.

„Saget doch,“ fuhr der Köhler dann fort, „weshalb wollt Ihr nicht bei mir bleiben im Walde, bis der Kopf des Burschen dort wieder heil und ganz ist? Hunger und Durst sollt Ihr nicht leiden. Ihr erzählet mir Alles, was da draußen in der Welt vorgegangen ist, dafür geb' ich Euch Futter und Obdach. Gefällt's Euch?“

„Ihr wolltet —?“

„Gewiß will ich; ich will Euch sogar noch großen Dank schuldig sein dafür!“

„Angenommen, Landsmann!“ rief der Knecht Wüstemann freudig. „Junker, nun streckt Euch lang auf Euerm Lager und wehe dem ersten Rehbock, der mir vor die Armbrust geräth, welche ich dort an der Wand sehe.“

So kamen am Tage Cornelii des Hauptmanns, die vier Flüchtlinge des Reichsheeres zum ersten Mal zu Ruhe.

IV.

Dominus Basilius Sadler, der heiligen Schrift Doctor und fürstlicher Hofprediger zu Wolfenbüttel, hatte seine Predigt beendet und das Vaterunser gebetet. Unter den letzten Klängen der Orgel strömte die Menge aus der Mariencapelle in den dunkeln nebligen Herbsttag hinaus. Man schrieb den vierten November 1599.

Was hatte das andächtige Volk? Statt ruhig und gemessen wie gewöhnlich am heiligen Sonntag ihren Wohnungen und dem Sonntagsbraten zuzuschreiten, blieben die Männer in Gruppen auf dem Kirchplatz stehen und steckten die Köpfe zusammen; selbst die Weiber waren von derselben Aufregung ergriffen. Kaum war nämlich der letzte Orgelton verhallt, so durchzitterte von der Dammfestung her ein anhaltender Trommelwirbel die stille Luft und schwieg dann einige Augenblicke. Darauf näherten sich die kriegerischen Klänge im Marschtact, und Manche der Bürger eilten ihnen, ihre Knaben an der Hand, entgegen; der größte Theil der Menge blieb jedoch zurück und erwartete die Dinge, welche da kommen sollten. „Nun geht es an! Das ist der Beginn!“ hieß es unter dem Volk.

„Das ist der Gerichtswebel, Martin Braun von Colberg,“ sagte ein Goldschmied, der von Allem genau Bescheid wußte. „Der verkündet nun das kaiserliche Malefizrecht an allen vier Orten der Welt.“

„Sie kommen! sie kommen!“ hieß es unter der Menge, und eine Gasse bildete sich jetzt, um die Nahenden durchzulassen. Von der Dammbrücke her durchzog mit seinen drei Trommlern der Gerichtswebel, begleitet von einigen Hellebardierern, feierlich und langsam die Heinrichsstadt gegen das Kaiserthor hin.

Wir lassen ihn ziehen und lassen das Volk seine Betrachtungen anstellen und schreiten quer über den Platz vor der Mariencapelle, durch die Löwenstraße, über die Dammbrücke an dem Schloß vorüber nach dem Mühlenthorthurm, dessen Eingänge von einer stärkern Wache als gewöhnlich umgeben sind. Wir führen den Leser in das obere Stockwerk des Gebäudes. Ein weites Gewölbe thut sich uns hier auf, so dunkel, daß das Auge sich erst an die Finsterniß gewöhnen muß, ehe es irgend Etwas in dem Raum erkennen kann. Ist das geschehen, so bemerken wir, daß das trübe herbstliche Tageslicht, durch viele aber enge und stark vergitterte Fenster fällt. Die Wände entlang ist Stroh aufgeschichtet, auf welchem dunkle Gestalten in den mannigfaltigsten Stellungen und Lagen sich dehnen. Von dunkeln Gestalten sind auch einige hie und da aufgestellte Tische umgeben. Ein Kohlenfeuer glimmt in dem Kamin unter dem gewaltigen Rauchfang. Allmälig erkennen wir mehr in dem dunsterfüllten Raume: bleiche, wilde Gesichter, umgeben von wirren zerzausten Haaren, schlechtverbundene, mit blutigen Binden umwickelte Glieder.

Ein leiseres oder lauteres Klirren und Rasseln von Ketten erschreckt uns; — wir sind unter den — Meuterern von Rees! Gekommen ist's, wie es kommen mußte; morgen wird der Obrister des niedersächsischen Kreises, Herr Heinrich Julius von Braunschweig, das Gericht über sie angehen lassen. Dumpf tönt der ferne Trommelschlag des um die Wälle der Festung ziehenden Gerichtswebels Martin Braun in ihr Gefängniß herüber. Lauschen wir ein wenig den Worten der gefangenen wilden Gesellen!

„Ta, ta ta! Was das für ein Wesen ist? Sollte man nicht meinen, der Teufel sei den Kerlen in den Lärmkasten gefahren? Es gehet Alles zum Schlechteren, selbsten das Trommelschlagen," sagte eine baumlange Gestalt, sich über die Genossen erhebend.

„Sollt' meinen, Valtin, wir hätten uns um Anderes zu kümmern als den Trommelschlag," sagte unwirsch ein zweiter Söldner.

Valentin Weisser ließ sich jedoch nicht von seinem Thema abbringen. „Horchet nur, ist das die alte freudige deutsche Art? Aber jetzt will Jeder ein Neues einbringen! Auch die Hispanier machen's so; da lob' ich mir die Italiener, die haben aufgehoben, was wir nicht mehr mochten und ziehen mit den fünf gleichen Schlägen bis an's Ende der Welt. Topp, topp, topp, topp, topp! das erwecket das Herz zu Freud' und Tapferkeit und hilfet zu Leibeskräften. Topp, topp, topp, topp, topp! Hüt' Dich Bau'r, ich komm'! — das ist's! oder —"

„Hauptmann, gib uns Geld!“ fiel lachend ein Dritter ein.

„Füg' Dich zu der Kann!“ brummte Hans Römer von Erfurt, der Schmerbauch.

„Mach' Dich bald davon!“ sang eine schrille Stimme dazwischen.

„Hüt' Dich vor dem Mann!“ brummte Jobst Bengel von Heiligenstadt. „Möchte nur wissen, wie lang' wir noch in diesem Loch stecken sollen? Alle blutigen Teufel, ich wollt', der Blitz schlüg' gleich mitten unter uns, und nähme uns mit herauf oder herunter, in's Paradies oder die Hölle! 'S sollt' mir gleich sein — 's wär' wenigstens eine Veränderung!“

„Das greuliche Fluchen ist auch nicht an der Zeit!“ sagte eine ernste und finstre Stimme.

„Hilft auch zu nichts, Meister Wüstemann,“ grinste der Vorige wieder. „Dem Galgen entläuft man nit so leichtlich — mit Verlaub, Junker, das war nicht auf Euch gesagt.“ Wir folgen dem höhnischen Blick des Sprechenden. Neben dem Kamin, an die feuchtschwarze Wand gelehnt, steht — Christoph von Denow, gebrochen an Leib und Seele. Er schaute starr, gradaus vor sich hin, bei den Worten Jobst's aber fuhr er auf, sank jedoch in demselben Augenblick mit einer abwehrenden Bewegung der Hand in seine vorige Stellung zurück. Die Entgegnung übernahm Erdwin Wüstemann, der drohend seine gefesseten Fäuste nach dem schon zurückweichenden Jobst

ausstreckte: „Den Schädel zerschmettere ich Dir an der Wand, wenn Du den Rachen nicht hältst, Du Sohn einer Hündin — sage noch ein Wort“ —

„Auf ihn! so ist's recht!“ schrien Einige der Gefangenen. „Halt, halt! trennt sie!“ riefen Andere.

„Seid ruhig, Erdwin,“ sagte der Junker, „laß ihn, Alter, — er hat Recht, der Strick des Hangmanns droht uns Allen.

„Euch nicht! Euch nicht!“ rief der alte Wüstemann, die ihm entgegengestreckte Hand seines Schützlings fassend. „O Ihr — Ihr in diesen Banden — das Herz bricht mir darüber — o die Schurken, die Schurken!“

Ein Murren, welches bald in lautere Drohungen überging, folgte den Verwünschungen des Alten, der Alle ihn Umgebenden mit allen Flüchen überhäufte, welche ihm auf die Zunge geriethen.

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn man nicht plötzlich draußen vor der eisenbeschlagenen Thür des Gefängnisses Schritte und eine befehlende Stimme vernommen hätte. Hellebardenschäfte und Musketenkolben rasselten nieder auf den Steinboden. Eine allgemeine Stille trat ein unter den Gefangenen, die Schlösser der Thür kreischten und knarrten. Sie öffnete sich, ein Gefreiter mit der Partisan auf der Schulter schritt herein mit zwei Büchsenschützen, deren Lunten glimmten. Ihnen folgte ein kleines schwarzes Männlein, welchem zur Seite, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, der Lieutenant der Festung, Hans

Sivers, sich hielt. Durch die geöffnete Thür sah man den Gang angefüllt mit Bewaffneten von der Besatzung.

„Thut Eure Pflicht, Herr Notarius!“ sagte der Lieutenant, und das kleine schwarze Männlein — Herr Friedericus Ortlepius, notarius publicus und des peinlichen Gerichts zu Wolfenbüttel bestallter und beeidigter Gerichtsschreiber, räusperte sich, nahm das Barett vom Haupt und entfaltete ein Papier, welches er in der Rechten trug. Ein Söldner, der eine Lampe hielt, näherte sich. Der Lieutenant hob den Arm gegen die Gefangenen, abermals räusperte sich Herr Ortlepius und las dann seine Schrift ab wie folgt:

„Daß der Hochwürdige, Durchlauchtige, Hochgeborne Fürst und Herr, Herr Heinrich Julius, postulirter Bischof des Stifts Halberstadt, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, unser Allerseits gnädiger Fürst und Herr, unlängst nach Besage und Inhalt des Coblenz'schen Abschieds, als verordneter Kriegsobrister dieses niedersächsischen Kreises, zur Beschützung des lieben Vaterlandes wider das tyrannische Einfallen des hispanischen Kriegsvolkes, unter andern ein Regiment deutscher Knechte von dreizehn Fähnlein hat werben lassen, solches ist notorium und männiglich bekannt. Sind dieselben auch nachher von Sein. Fürstlichen Gnaden selbst gemustert, bewehrt, und haben sie in derselben persönlicher Gegenwart in dem Ring, altem löblichem Kriegsgebrauch nach, auf den Articulbrief geschworen.

Ob nun wohl J. F. G. sich gänzlich versehen und verhofft, nachdem J. F. G. es so treulich gemeinet; dem gemeinen Vaterland zum Besten, es sich so sauer haben werden lassen, — es würde gemeldetes Regiment sich vermöge geschworenen Eides, Treu und Pflicht, wie Solches ehrlichen, redlichen Kriegsleuten eignet und gebühret, verhalten haben, so hat sich aber befunden, daß zehn Fähnlein von solchem Regiment, ohne einige rechtmäßige gegebene Ursach, wider ihre geschworne Treu und Pflicht, J. F. G. zum sonderlichen Schimpf, der ganzen deutschen Nation zum sonderlichen Spott und Hohn, dieser Kriegsexpedition zum Nachtheil, dem Feind aber zum Frohlocken mit fliegenden Fähnlein aus dem Felde gezogen sind. Haben ihre verordnete Obrigkeit nicht bei sich leiden wollen, auch in solcher Meuterei so lange continuirt, bis daß J. F. G., zur Erhaltung Deroselben Autorität, ein Ernst zu diesen Sachen haben thun müssen, und sie durch ihren damaligen Stadthalter und Generallieutenant den Wohlgebornen und Edeln Grafen Philipp zu Hohenlohe, auf auf der Haide zwischen der Ucht und Barenburg, hinter dem Moor, genannt das hessische Darlaten, haben trennen und zum Gehorsam bringen lassen. Und obwohl J. F. G. damals nach Kriegsgebrauch und scharfen Rechten sie zu massacriren und sämmtlich zu Schelmen zu machen, und über sie als Schelmen die Fähnlein abreißen und schleifen zu lassen, befugt gewesen sein, so haben doch J. F. G. zu

Deroselbst eigenen Glimpf den gelindesten Weg für die Hand nehmen wollen und haben sich resolviret, Euch, die bestrickten Knechte, welche eines Theils bei J. F. G. als die Principalisten Meutemacher angegeben sind, anderntheils von ihren eigenen Spießgesellen dafür geliefert worden sind, — vor ein öffentlich Malefizrecht stellen zu lassen.

So fordere ich also auf Unsers allerseits gnädigen Fürsten und Herrn gnädigen Befehl Euch: Christoph von Denow, Detlof Schrader von Rendsburg, Erich Südfeld von Hannover u. s. w. u. s. w. — so fordere ich Euch auf morgen früh um sieben Uhr, das ist den fünften November dieses Jahres Eintausend fünfhundert neunundneunzig vor kaiserliches Recht in den Ring, wo ihr gerichtet werden sollt, wie es am jüngsten Tage vor Gott dem Allmächtigen, wenn Gottes Sohn kommen wird zu richten die Lebendigen und Todten, zu verantworten ist!" — —

Fünfundachtzig Namen rief der Notarius Friedrich Ortlepp auf, und Jeder der Gefangenen antwortete durch ein: „Ist hier gegenwärtig." Als die Liste zu Ende gebracht war, hob der kleine schwarze Mann noch einmal, lächelnd, die bebrillte Nase und ließ seine Aeuglein wohlwollend über die Gefangenen hingleiten; dann nickte er dem Geharnischten zu, dieser winkte dem Gefreiten, welcher seine Partisane anzog, sein Commandowort rief. Die Musketierer schulterten ihre Büchsen, und die Beamten schritten

heraus aus dem Gewölbe, dessen Thür sogleich hinter ihnen wieder zufiel.

Noch ein Augenblick tiefster Stille, dann ein dumpfes Gemurmel, dann wildester Losbruch aller mächtig zusammengepreßten Gefühle und Leidenschaften der gefesselten Meuterer! Ein wildes Durcheinander, — Ausrufe des Zorns, des Hohns, der Besorgniß, der Angst, — Kettengerassel!

„O Junker, Junker!“ rief verzweiflungsvoll der Knecht Erdwin, das Haupt seines jungen Herrn an seine breite Brust ziehend, „O Junker, Junker, wenn das Euer Vater erlebt hätte!“

„Ja, meine Mutter, meine Mutter! 'S ist gut, daß sie todt ist!“ seufzte Christoph von Denow, die Hand über die Augen legend. — — — — — —

In den überfüllten Schenken der Stadt erschallte der tobende Gesang der zum Kriegsgericht eingeforderten Söldner und Hauptleute; viel Zank und Streit blieb nicht aus in den Gassen. Die Bürger zeigten sich nicht allzuhäufig außerhalb ihrer Hausthüren, und wenn es ja einen Nachbar oder Gevatter allzusehr drängte, die Ereignisse des Tages mit einem Gevatter oder Nachbar zu besprechen und abzuhandeln, so schlich er so vorsichtig als möglich im Schatten der Hauswände dahin. Der Nebel ward dichter und dichter, jemehr die Dämmerung Besitz ergriff von Stadt und Land. Der Herzog auf dem Schloß ließ mehr Holz in den Kamin seines Gemaches werfen, und der Geringste seiner Unterthanen ahmte

ihm darin so gut als möglich nach. Immer unfreundlicher ward die Nacht.

Auf dem Prellsteine unter dem Thorgewölbe des Mühlenthurmes kauerte eine weibliche, verhüllte Gestalt. Einen grauen Mantel von schwerem, grobem Tuch hatte sie dicht um sich geschlagen, das spitze Hütlein, durch welches ein klein rundes Loch ging, gleich der Spur einer Büchsenkugel — tief in die Stirn gedrückt; ein Bündel lag neben ihr. Das war Anneke Mey aus Stadtoldendorf!

Ihr Haupt stützte sie auf beide Hände und starrte regungslos auf die schwarzen Massen des fürstlichen Schlosses, welches jenseits des Ockergrabens hoch emporragte in den dunkeln Nachthimmel, und in welchem hie und da ein erleuchtetes Fenster schimmerte. — So hatte Anneke den ganzen lieben langen Tag über gesessen, so saß sie noch, als es schon vollständig Nacht geworden war, und die Ronde sich näherte, das Thor zu schließen.

„Sitzt die Dirn' da noch!“ rief der Waibel. „Heda, Schätzchen, fort mit Dir, daß Dir das Fallgatter nicht auf den Kopf fällt. Marsch, Liebchen! weiß' nicht, was Du hier suchen könntest?“ Anneke rührte sich nicht von ihrem Platze.

„Na, wird's bald? Nimm Vernunft an, Kind, 's gibt wärmere Nester.“ Damit faßte er den Arm der Kauernden, um sie in die Höhe zu ziehen.

„O lasset mich hier! lasset mich hier!“

„Hoho, geht nicht, geht nicht. Aber nun lasset

doch auch einmal Euch in's Gesicht schauen. Hebt die Laterne hoch! Mädel, Kopf in die Höhe!"

Der Schein der Laterne fiel voll in das bleiche gramvolle Gesicht des Mädchens. —

„Alle Teufel, das ist ja die Anneke, die Anneke Mey von Rees her!" rief Einer der Büchsenschützen sich vordrängend „Waibel, mit der mußt Du säuberlich umgehen. Fürcht' Dich nit, Anneke — wo kommst Du her?"

„Aus dem Moor, aus dem hessischen Darlaten, Arendt Jungbluth!" sagte Anneke tonlos.

„Wo sie die Meutmacher niedergelegt haben? Ei, ei, Anneke, und Du bist mit ihnen gezogen?"

„Sie sind im Wald über uns gekommen, weil sie der Graf von Hollach abgedrängt hatt' von der Weser, und sie haben den Junker auf's Pferd gezwungen, und er hat nichts anders gekonnt, er hat sie müssen führen; nun aber haben sie doch geraubt und gebrannt und sind gezogen, wo sie wollten, und wir haben müssen mit ihnen durch die Wiehenberge, in's Land Hoya. Da ist es zum Ende gekommen — da hat uns der Graf gestellt, und Hans Niekirche ist todt, ist auch nicht heimgekommen zu seiner Mutter — Gnade Gott uns Allen!"

Lautlos umstanden die Söldner das junge Mädchen; endlich sagte der Waibel: „So ist es geschehen, dagegen kann Keiner sagen — arm' Mädel, was sitzest' nur hier auf dem kalten Stein?" Stumm deutete Anneke nach dem Gefängniß im Thurm über

ihr; dann sagte sie: „Sie führten uns zuerst auf das feste Haus Stolzenau; nun sind wir hier zum Gericht!“

„Und der Junker, von welchem Du gesprochen hast, ist da oben bei den Andern?“ fragte der Waibel.

Anneke nickte.

„Das ist der Knab'. Christoph von Denow, von den Reitern?“ fragte wieder der Gefreite Arendt Jungbluth, welcher zuerst Anneke erkannt hatte. „Ist das Dein Schatz?“

Ein leises Zittern überlief den Körper des Mädchens, sie antwortete nicht und schüttelte das Haupt und senkte das Gesicht in die Hände und legte den Kopf auf die Knie.

„Arm Kind! arm Mädel!“ murmelten die Krieger. „Aber sie kann hier nicht bleiben,“ brummte der Waibel. „Wir müssen fort, der Böse fährt uns sonst auf den Buckel!“

„Lasset mich einmal mit ihr sprechen,“ sagte Arendt Jungbluth. Er beugte sich nieder zu der Armen und flüsterte ihr zu; plötzlich stieß sie einen Schrei aus, einen Freudenschrei und stand auf den Füßen: „Wirklich, wirklich! Ihr könnt? Ihr wollt? O, Gott segne Euch tausendmal!“

„Herauf die Brücke! Herunter das Gatter! Ist's geschehen? — Fort nach der Schloßwach'! — Jürgen, marsch, voran mit der Laterne!“ commandirte der Waibel. „Anneke, Ihr gehört zu

uns, Niemand thut Euch was zu Leid. Marsch, marsch!"

Die Hellebarden lagen wieder auf der Schulter: inmitten der Wachtmannschaft ging Anneke Mey, und Jürgen trug außer der Laterne auch noch das Bündlein des Soldatenkindes.

V.

Eins schlug die Uhr des Schloßthurmes, und die Krähen fuhren auf aus ihren Nestern und umflatterten krächzend die Spitze und die Wetterfahne, bis der Klang ausgezittert hatte.

„So geh' zu ihm! flüsterte Arendt Jungbluth. „Um drei Uhr ist meine Wacht zu Ende, dann klopf' ich und Du kommst heraus. Nun gehab Dich wohl; des Wärtels Margareth lauert drunten am Gang."

„Dank Euch, Dank Euch!" flüsterte Anneke Mey. Die Gefängnißthür im Mühlenthurm öffnete sich kaum weit genug, um das schmächtige junge Mädchen einzulassen und schloß sich sogleich wieder.

Die qualmende Hängelampe war wie ein rother Punkt in dem dunsterfüllten Raume anzuschauen; die Meisten der Gefangenen schnarchten auf dem Stroh die Wände entlang, Viele hatten aber auch die Köpfe auf den Tisch gelegt und schliefen so. — Dann und wann erklirrte leise eine Fessel, oder ein Stöhnen und Geseufz ging durch die Wölbung. Niemand hatte den Eintritt des Mädchens bemerkt.

Einige Minuten stand Anneke dicht an die Mauer gedrückt. Sie vermochte kaum Athem zu holen. Wie sollte sie in dieser Hölle Den finden, welchen sie suchte?

Plötzlich ward es hell in ihr: anfangs leise, dann lauter begann sie das alte Lied vom Falkensteiner zu singen:

„Sie ging den Thurm wohl um und um:
„Feinslieb bist Du darinnen?
„Und wenn ich Dich nicht sehen kann,
„So komm' ich von meinen Sinnen.

„Sie ging den Thurm wohl um und um,
„Den Thurm wollt' sie aufschließen:
„Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär',
„Keine Stunde thät mich verdrießen!"

Von ihrem Lager richteten sich die Schläfer auf, stärker klirrten die Ketten an ihren Armen und Beinen. —

„Ei, dürft', ich scharfe Messer tragen,
„Wie unsers Herrn sein' Knechte,
„Ich thät mit dem Herrn vom Falkenstein
„Um meinen Herzliebsten fechten!"

„Was ist das? Wer ist das? Wer singet hier?" tönte es wild durcheinander. „Anneke, Anneke, Anneke Mey," rief die Stimme Christoph von Denow's dazwischen, und Erdwin Wüstemann hielt das junge Mädchen in den Armen: „Hier, hier halt' ich sie, hier ist sie, wie ein Engel vom Himmel mit

ihrer Lerchenstimme! O Kind, Kind, was willst' hier in dieser Wüstenei? Junker, Junker, wo seid Ihr?"

„O Anneke! Anneke!" rief Christoph von Denow

„Vivat Anneke, Anneke Mey!" riefen alle andern Gefangenen. „Das ist ein wackeres Mädel! Vivat des Regiments Schenkin!"

Es fiel keine schnöde, böse Rede: im Gegentheil, es war, als ob durch das Erscheinen des Kindes jedes trotzige, wilde Herz milder geworden wäre. Man hätte sie gern auf den Händen getragen, da sie das aber nicht leiden wollte, suchte man ihr den bequemsten Platz aus und breitete Mäntel unter ihre Füße, um sie vor der feuchten Kälte der Steinplatten zu schützen. Eine Bank wurde zerschlagen, um das erlöschende Feuer im Kamin damit zu nähren.

„So hast Du uns nicht verlassen, Anneke!" rief Christoph und hielt ihre beiden Hände in den seinigen, und der Knecht Erdwin wischte verstohlen eine Thräne aus den grauen Wimpern. „O, wie können wir Dir je das wiedervergelten?"

„Wie könnt' ich Euch verlassen? Und wenn sie Euch zum Tode führen, ich geh' mit Euch!"

Sie saßen bei einander, Christoph und Anneke, neben dem Kamin, und die Dirne schluchzte und lächelte durch ihre Thränen. Sie vergaßen Alles um sich her, und der alte Wüstemann stand dabei, seufzte tief und schwer und schüttelte das greise Haupt:

„Jammer, o Jammer!“

Um drei Uhr krähte zum ersten Mal der Hahn, um drei Uhr klopfte Arendt Jungbluth an die Thür.

„Nun muß ich scheiden!“ sagte Anneke. „Gott schütze uns; wenn das Gericht angeht, steh' ich auf Eurem Wege, Herr.“

„Anneke, Gott lohn's Dir, was Du an uns thust!“

„Fahre wohl! Fahre wohl, Anneke!“ riefen die gefangenen Meuterer. „Gott segne Dich, Anneke!“

Christoph von Denow schlug die Hände vor's Gesicht; — die Thür war hinter dem jungen Mädchen zugefallen. Im Osten zeigte ein weißer Streif am Nachthimmel, daß der Morgen nicht mehr fern sei, und der Wind machte sich auf, fuhr von den Harzbergen nach dem deutschen Meer und verkündete dasselbe. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Sechs schlug die Uhr des Schloßthurmes; wieder schossen die Krähen aus ihren Nestern und umflatterten die Spitze, krochen aber diesmal nicht wieder zurück in ihre Schlupfwinkel, sondern ließen sich, eine bei der andern, nieder auf dem Rande der Galerie, welche nahe dem Dach, den Thurm umzieht. Neugierig reckten sie die Hälse und blickten herab in den dichten weißen Nebel unter ihnen, aus welchem kaum die höchsten Giebel der Stadt und Festung hervorlugten. Trommelschall erdröhnte auf dem Schloßhofe und hallte wieder von den

Wällen, während eine kriegerische Musik aus der Ferne dem Weckauf der Besatzung antwortete. Auf der Festung trat die Soldatesca unter die Waffen, und in der Heinrichsstadt verkündete das klingende Spiel, daß die Bürgerschaft in Wehr und Harnisch aufzog.

Von Zeit zu Zeit löste sich einer der schwarzen Vögel aus der Reihe der Genossen los und flatterte mit kurzen Flügelschlägen hinein in den Nebel, als wolle er Kundschaft holen über das Fest, welches ihm drunten bereitet wurde. Kehrte er zurück, so wußte er mancherlei zu erzählen, und freudekreischend erhoben sich die andern und wirbelten durcheinander und überschlugen sich in der grauen Luft, um endlich wieder zurückzufallen auf ihre Plätze in Reih' und Glied.

Gegen sieben Uhr verflüchtigte sich der Schleier, welcher über der Stadt lag, um sieben Uhr trat Alles ins Licht! Vor dem fürstlichen Marstalle waren die Schranken aufgestellt. Ein mit rothem Tuch bekleideter Tisch und ebenso überzogene Bänke für den Gerichtsschulzen und die Beisitzer standen in der Mitte. Das Volk umwogte dicht gedrängt den Platz. Jetzt zog „mit dem Gespiel" die fürstliche Leibgarde aus dem Schloßthor, den Graben entlang, und besetzte zwei Seiten der Schranken. Nach ihr rückte in drei Fähnlein die Bürgerschaft von der Dammfestung, der Heinrichsstadt und dem Gotteslager heran und schloß die beiden andern

Seiten ein. Der Ring war gebildet; die Fahnen wurden zusammengewickelt und unter sich gekehrt, die Obergewehre mit den Spitzen in die Erde gestoßen, nach Kriegsgebrauch bei kaiserlichem Malefizrecht.

Abermals entstand eine Bewegung unter der Volksmenge; wieder schritt ein Zug durch die gebildete Gasse feierlich und langsam vom Schloß her. Das war der Gerichtsschulze Melchior Reicharts mit seinen einundzwanzig Richtern, Hauptleuten, Gefreiten und Gemeinen, und dem Gerichtsschreiber Friedericus Ortlepius, die allesammt paarweise in den Ring eintraten.

Zuerst ließ sich der notarius publicus nieder, zur linken Hand an dem rothen Tisch. Er ordnete seine Papiere, guckte in sein Dintenfaß, rückte das Sandfaß zurecht, und der trübe Himmel und die Krähen auf dem Schloßthurm schauten ihm dabei zu. Er prüfte die Spitze seiner Feder auf dem Daumennagel, das Murmeln und Murren der tausendköpfigen Menge machte einer Todtenstille Platz; von dem Mühlenthurm her erklang ein tactmäßiges Rasseln und Klirren und verkündete das Nahen der Gefangenen. — — — —

„O mein Gott, hilf ihm und mir!" stöhnte Anneke Mey von Stadtoldendorf, als an dem Mühlenthurm die Pforte sich öffnete, und die davor aufgestellte Reiterwache, die Pferde rückwärtsdrängend, das Volk auseinander trieb.

„Da sind sie! die Meutmacher! die Schufte! Da

sind die falschen Schurken!“ ging der unterdrückte Schrei durch das zornige Volk. Aus der Gefängnißpforte hervor glitt ein verwildertes, trotziges oder verzagtes Gesicht nach dem andern an der zitternden Anneke vorüber.

Und jetzt —

„Christoph!“ durchdrang grell und schneidend ein Schrei die schwere graue Luft, daß der Herzog Heinrich Julius, welcher am einen Fenster seines Schlosses stand und auf das Getümmel unter sich finster herabblickte, unwillkürlich den Kopf nach der Richtung hinneigte.

Da schritt er einher, der Junker von Denow, bleich, wankend, gestützt auf den Arm des getreuen Knechtes Erdwin.

„O Christoph! Christoph von Denow!“

Der junge Reiter erhob das Auge; es haftete auf dem jungen Mädchen, welches hinter der Reihe der begleitenden Hellebardierer die Hände ihm entgegenstreckte; — ein trübes Lächeln glitt über das Gesicht Christoph's, dann schüttelte er das Haupt; er wollte anhalten.

„Hast doch Recht gehabt, Anneke!“ lachte höhnisch Valentin Weisser, der Rosenecker. „Waren Unsrer doch zu wenig. Puh — 's ist am End' einerlei — Kugel oder Strick. Vorwärts, Junker Stoffel; ich tret' Dir sonst die Hacken ab!“

„Vorwärts! vorwärts!“ rief der Führer der Ge-

leitsmannschaft — vorüber schritt Christoph von Denow. —

Im Ring aber schwuren die Richter mit aufgerichtetem Finger und lauter Stimme:

„Ich lobe und schwöre, daß ich diesen Tag und alles Dasjenige, was vor diesem Malefizrecht vorkommen wird, urtheilen und richten will, es sei gleich über Leib und Blut, Geld oder Geldeswerth, als ich will, daß mich Gott am jüngsten Tage richten soll, — den Armen als den Reichen. Will hierinnen weder Freundschaft noch Feindschaft, Gunst noch Ungunst, weder Haß, Geschenke, Gaben, Geld oder Geldeswerth ansehen, oder mich verhindern lassen! So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!"

Alle Beisitzer saßen darauf nieder an ihren Plätzen, und nur der Gerichtsschulze blieb stehen und that eine Umfrage. Darauf verkannte er das Recht: erstens im Namen der heiligen unzertheilbaren Dreifaltigkeit, dann im Namen des Fürsten, dem Richter und Angeklagte als Kriegsleute geschworen hatten, zuletzt kraft seines eignen angeordneten Amts und Stabes, daß: „Keiner innerhalb oder außerhalb dem Rechten wolle einreden. Solle auch Niemand einem Richter heimlich zusprechen. Dem Profoß solle eine freie Gasse gelassen werden, damit er guten Raum habe, damit er desto baß mit den Gefangenen vom Rechten ab- und zugehen möge, bei Pön eines rheinischen Gülden in Gold." —

„Derhalben," fuhr er fort, „wer nun vor diesem

Kaiserlichen Recht zu schicken oder zu schaffen hat, es sei gleich Kläger oder Antworter oder sonsten Einer, der dem löblichen Regiment etwas anzuzeigen hat: die stehen in den Ring und klagen, wie man pflegt zu klagen und Antwort zu geben, auf Red' und Widerred', wie in Kaiserlichen Rechten der Gebrauch ist. — Gerichtswebel, habt Ihr gestern den Profoß, wie auch die Angeklagten fürgeboten, citiret und geladen?"

Und der Gerichtswebel stand auf und antwortete: „Herr Schultheiß, ich habe sie gestern früh mit drei Trommeln an den vier Orten der Welt citiret!"

Und des Regimentes Profoß, Carsten Fricke, trat in den Ring, und der Gerichtswebel führte die Angeklagten hinein, jedes Fähnlein für sich zusammengeschlossen. —

VI.

„Liege still, Kind," sagte am zwanzigsten November bei Tagesanbruch auf der Hauptwacht im Schloß zu Wolfenbüttel der Gefreite Arendt Jungbluth. „Liege ruhig und schlaf weiter: der Morgen ist dunkel und dräuet Schnee. Es geht noch nicht an."

Anneke Mey hatte sich auf der harten Holzbank, erschreckt aus tiefem Traum auffahrend, in die Höhe gerichtet, bei dem Ruf der Wacht draußen, die zur Ablösung herausrief.

„Schlafe wieder ein, Anneke, ich wecke Dich,

wenn es Zeit ist," sagte Arendt, die Sturmhaube auf den Kopf stülpend.

„Der letzte Tag!" murmelte das Soldatenkind, und das müde Haupt sank wieder zurück auf das harte Lager, die Augen schlossen sich wieder.

„Hui, der Wind — Teufel!" brummte Arendt, als die Söldner wieder zurücktraten in die Wachtstube. „Schläft sie wieder? — Richtig! ach, ich wollt', sie verschlief' es ganz. Ruhig, Kerle — haltet Eure Mäuler! Donner — ist es nicht grad, als ob der Sturm den alten Kasten Einem über dem Kopf zusammenreißen wollte? Das wird das rechte Wetter sein für die da draußen im Ring, das bläst ihnen die Urtheile vom Munde weg. Wie sie da liegt! ist das nicht ein Jammer? Ich wollt', sie verschlief' die böse Stund'."

Wild jagte der Wind die schweren Schneewolken vor sich her und heulte und pfiff in den Gängen des Schlosses wie der böse Feind, klapperte mit den Ziegeln, rüttelte an den Fenstern und trieb die Wetterfahnen mit den Löwen auf den Thurmspitzen im Kreise umher, heftiger und heftiger wie der Tag zunahm.

Anneke Mey lag noch immer nicht im Schlaf, sondern in stumpfsinniger Erschöpfung. Was kein Kriegszug vollbracht hatte, das hatten die letzten vierzehn Tage gethan; sie hatten das Kind gebrochen, es matt und müd gemacht bis zum Tode. Vergeblich sahen sich diesmal auf ihrem Wege zum Gericht

Christoph von Denow und Erdwin Wüstemann nach dem abgehärmten Gesicht ihres Schutzengels um.

„Gottlob, gottlob, sie verschläft's!" murmelte Arendt Jungbluth, sich über das Lager der Armen beugend.

Im Ring, unter dem düstern schwarzen Himmel mit den jagenden Wolken las Friedrich Ortlepp, der Gerichtsschreiber, ein Todesurtheil nach dem andern; einen Stab nach dem andern brach der Schultheiß und warf ihn auf den Richtplatz.

„Gnade Gott der Seelen in Ewigkeit. Amen!" sprach er bei jeder weißen Ruthe, welche zerknickt auf den Boden fiel.

Und jetzt — jetzt der letzte Spruch!

„Auf eingebrachte Klage des Profoßen, Gegenrede des Beklagten, producirte Kundschaft und Zeugniß, ist durch einhellige Umfrage zu Recht erkannt, daß — Christoph von Denow nicht gebührt hat, sich für einen Vorsprecher bei der vorgesetzten Obrigkeit, noch für einen Hauptmann aufzuwerfen, noch die Befehle zu vergeben und auszutheilen, noch die Wacht zu bestellen. Warum er dem Profoß überantwortet werden soll, welcher ihn in sein Gewahrsam führen und ihn dem Nachrichter einantworten und befehlen soll, daß er ihn hinausführe und an den nächsten Galgen hänge und mit dem Strange zwischen Himmel und Erde erwürge, damit der Wind unter ihm und über ihn durchwehen könne, ihm zu verwirkter Strafe und Andern zum abscheulichen Exempel!"

Wieder fiel der gebrochene Stab zu den andern auf die Erde.

„Gnade Gott der Seelen in Ewigkeit, Amen!"

Auf die Knie stürzten drei und achtzig der Verurtheilten: „Gnade, Gnade! Gnade ist besser denn Recht!"

Hochauf richteten sich Christoph von Denow und Erdwin Wüstemann, und der Junker hob die gefesselte Rechte zum Himmel, während der Wind seine Locken zerwühlte, und die Schneewolken sich öffneten, und das weiße Gestöber wirbelnd herabfuhr:

„Keine Gnade! Recht! Recht! Recht ist besser denn Gnade!"

In den Ring sprang der Profoß mit der Wache und stürzte sich auf die Gefangenen — wild und anhaltend brach das Geschrei des Volkes los, die Commandoworte erschallten dazwischen, die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, aus der Erde wurden die Waffen gerissen und hoch in die Luft geschwungen, die Fähnlein entfalteten sich im Winde. Die Krähen aber schossen in einem schwarzen Haufen herab von dem Schloßthurm und umflatterten krächzend die Stätte des Gerichts. Gleich dem bewegten Meer wogte und donnerte das Volk, und durch die Menschenfluth kämpfte sich mit zerrissenen Kleidern, losgegangenen Haarflechten Anneke Mey.

„Christoph! Christoph! O du heiliger Gott im Himmel! verloren! verloren!"

Dem Herzog am geöffneten Fenster seines Gemachs riß der Sturm den Griff des Flügels aus der Hand, daß er klirrend zuschlug. Ueber den Schloßhof schritt der Gerichtsschultheiß Melchior Reicharts mit den Hauptleuten Georg Frost, Peter Köhler, Heinrich Jordans und Moritz Ahlemann nach gethaner Pflicht den jungen Fürsten, Zahlherrn und Kreis-Obersten für die Verurtheilten zu bitten. Fridericus Ortlepius trug „fürsichtiglich und sorgsamlich" die Acten und Protocolle. Tief in die Nacht hinein saß der Herzog mit den sechs Männern über diesen Papieren. Vierundzwanzig Todesurtheile bestätigte er, und unter diesen befand sich das Christoph von Denow's. Zweiunddreißig der Verurtheilten begnadigte er dahin, „daß sie zur Straf' sich verpflichten sollen, im Land zu Ungarn auf dem Grenzhause Groß-Wardein wider den Erbfeind der Christenheit zu Wasser und zu Lande, in Sturm und Schlachten jederzeit, wie ehrlichen Kriegsleuten Solches gebührt, sich gebrauchen zu lassen." — Siebenundzwanzig Männern wurde auf einen gewöhnlichen „Urfried" das Leben und die Ehre geschenket und sie ihrem Fähnlein wieder einverleibt. — Zweien wurde das Leben und die Ehre ohne Bedingung geschenkt. Der Erste war Erdwin Wüstemann, der Andere ein Söldner, genannt Claus Rischemann von Calvörde. Alle diese Schlüsse wurden den Gefangenen noch in derselben Nacht bekannt gemacht.

VII.

Der Schnee lag hoch in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt und Festung Wolfenbüttel. Der Sturm hatte sich mit Anbruch des Tages ganz gelegt, es war wieder still und ruhig geworden und leise träufelte es von den Dächern; denn die Luft war warm und mit Feuchtigkeit gefüllt; mit dumpfem Geräusch bewegte sich das Volk in den Gassen.

Die Fenster der Schloßkirche glänzten röthlich in die trübe Morgendämmerung herein, und feierlich erklang die Orgel und der Gesang vieler Menschenstimmen:

Allein zu Dir, Herr Jesu Christ,
Mein' Hoffnung steht auf Erden. —

Im Schein der Lichter und Lampen erglänzte Harnisch an Harnisch in dem heiligen Gebäude: den Verurtheilten sollte ihre letzte Predigt gehalten und das Abendmahl ihnen gereicht werden. Der junge Herzog saß in seinem Stuhl, das Gebetbuch vor sich; alle Officiere der Besatzung waren in Wehr und Waffen zugegen, und die Wände entlang und im Schiff der Kirche drängte sich ein bärtiges ernstes Kriegergesicht an das andere. Die Vierundzwanzig, die sterben sollten, saßen auf einer niedern Bank unter der Kanzel, auf welcher der Magister Basilius im schwarzen Chorrock mit der Halskrause stand, bereit, seine Rede über die beiden Schächer am Kreuz zu beginnen. In einem dunkeln Winkel unter der

Orgel stand Erdwin Wüstemann und hielt die schluchzende Anneke im Arm; um sie her knieten oder standen die vom Tode losgesprochenen Meuterer, denen man die Fesseln abgenommen hatte.

Und jetzt schwieg die Orgel und der Gesang. Das Wort des Evangelisten Lucas wurde gelesen:

„Aber der Uebelthäter Einer, die da gehängt waren, lästerte ihn und sprach: Bist Du Christus, so hilf Dir selber und uns! — Da antwortete der Andere, strafte ihn und sprach: Und Du fürchtest Dich auch nicht vor Gott, der Du in gleicher Verdammniß bist? Wir sind billig darinnen, denn wir empfangen, was unsre Thaten werth sind; Dieser aber hat nichts Ungeschicktes gehandelt! — Und er sprach zu Jesu: Herr, gedenke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst! — Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage Dir, heut wirst Du mit mir im Paradiese sein!" —

Ueberlaut riefen bei diesen letzten Worten des Textes einige der Verurtheilten: „Das helfe uns der allmächtige Gott!" und hoben die kettenklirrenden Hände gefaltet hoch empor. Das Auge Christoph von Denow's aber leuchtete plötzlich in einem Glanz, welcher darin bereits für immer erloschen schien. Hatte er eine Vision? Rief ihm eine süße bekannte Stimme von oben? Erschien ihm winkend die todte Mutter?

Christoph von Denow war zum Sterben bereit. —

„Gott, Gott, laß so nicht das Haus Denow zu End' kommen!" stöhnte in seinem Winkel Erdwin,

der Knecht. „Herr, schenke Du ihm einen adeligen Tod! Laß diesen Kelch an mir vorüber gehen!“

„Er soll mir den Kopf zertreten und über meinen leblosen Leib weggehen, wenn er mich nicht hören will!“ sagte Anneke Mey tonlos.

Und Dominus Basilius Sadler begann seine Buß- und Trostpredigt und theilte sie in die zwei Punkte:

Erstlich, wie sich der „heilige“ Schächer am Kreuz in seiner letzten Noth gehalten.

Zum Andern, wie herrlich ihn Christus getröstet habe.

Der Himmel im Osten aber färbte sich immer purpurner, und die Lichter und Lampen der Capelle erblaßten mehr und mehr vor dem Glanz, welchen Gott über die winterliche Welt leuchten ließ. Die Gefangenen neigten die Häupter tiefer und tiefer.

— „Euer Weib und Kinder befehlet Ihr, die Ihr welche habt, Gott dem Allmächtigen, der ist der Waisen Vater und der Wittwen Richter. Ist schon dieser Tod vor der Welt schmählich, so gedenket, wenn Ihr Euch bekehret, daß Ihr Gottes Kinder seid, dann wird solch' Leiden ehrlich und herrlich. Denn der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn.“ —

„Einen ehrlichen Tod! o Gott, schenke ihm einen adeligen Tod!“ murmelte Erdwin, der Knecht.

„So gebe Gott der Allmächtige Euch Allen die Gnade seines heiligen Geistes, daß Ihr Euer' Sünd' von Herzen erkennt und Euch leid sein lasset, Euch

im wahren Glauben zu Christo wendet und darin bis an's Ende verharret, Euer' Seel' in Geduld fasset, allen Menschen von Herzen vergebet und verzeihet, heut, diesen Tag, Gott Eure Seele opfert und überantwortet und am großen Tag des Herrn mit Freuden auferstehet und mit Leib und Seele ewig lebet! Amen, Amen, Amen!"

Der Sand war verlaufen in der Uhr auf der Kanzel. Der Herzog verließ mit seinen Hofbeamten seinen Stuhl, Anneke Mey verschwand von der Seite Erdwin's, ohne daß dieser es bemerkte; — unter den Klängen des alten traurigen Chorales: Wenn mein Stündlein vorhanden ist — wurde den Verurtheilten das Abendmahl gereicht.

Nun war auch das geschehen; in die letzten Klänge der Orgel mischte sich grell und schneidend ein anderer Klang — der Schall des Armensünderglöckchens: Der Henker wartete an der Thür des Hauses Gottes!"

Im langsamen Zug traten die Verurtheilten und Gefangenen, von ihren Wächtern umgeben, hinaus aus der Schloßkirche, vor welcher sie die harrende Menge mit wildem Geschrei und Droh- und Schmähworten empfing. Der schwere Gang begann, in das goldne Morgenroth hinein, über den Schloßplatz, die Dammbrücke, durch die Heinrichsstadt dem Kaiserthor zu. Alle Gassen, durch welche der Zug ging, waren mit herzoglichen Reitern und den gewaffneten Bür-

gern besetzt, um den Andrang des Volks zu bändigen.

Vor dem Kaiserthor waren die vier Galgen gebaut, woran die vierundzwanzig Leben enden sollten. Fast eine halbe Stund' verging, ehe die Verurtheilten unter ihnen standen. Der Ring war geschlossen auf zwei Seiten von den Hellebardierern, auf den beiden andern Seiten von den Musquetenschützen, deren Röhre auf den Gabeln lagen, deren glimmende Lunten zum augenblicklichen Gebrauch aufgeschroben waren. Dicht vor dem Gefreiten Arendt Jungbluth hielten sich Erdwin Wüstemann und der Junker Christoph von Denow.

Der Alte hatte den Arm um seinen jungen Herrn geschlungen, und dieser das Haupt an die Brust des treuen Knechts gelegt. Sie sprachen leise zu einander.

„Weiß nicht, wo sie geblieben ist! weiß nicht, wo sie bleibt!" sagte der Alte.

„Sie hat mich nicht sterben sehen wollen; — 's ist auch besser so! O schütze sie — halte sie, trag' sie auf den Händen und im Herzen und verlaß sie nie und nimmer — ich will meiner Mutter von ihr sagen, wenn ich zu ihr komm'."

„O Junker, Junker, und Euer Vater" —

„Vergiß nicht, was Du ihm versprochen hast."

„Es wird geschehen, so wahr mir Gott helfe!" sagte dumpf der Alte.

„Schau, es geht an — da hast Du den Ring —

mein Schwert liegt versenkt im Moor, es ist ein gutes, tadelloses Schwert geblieben! — Ihr sag' — o Anneke! Anneke!" Der Junker brach ab; er vermochte es nicht, weiter zu sprechen.

Unterdessen war eine Todtenstille in der Menschenmenge eingetreten, die aber jedesmal, wenn die Henker einen der Meuterer des Reichsheeres von der Leiter stießen, in ein gräßliches, langanhaltendes Geheul, durch welches scharf das Wirbeln der Trommel klang, überging. — — Dreiundzwanzig Mal hatte das Volk aufgeschrien. —

„Christoph von Denow!" rief nun der Profoß mit lauter Stimme.

Zum letztenmal lagen sich Christoph und Erdwin in den Armen.

„Lebe wohl! lebe wohl!" flüsterte der Erste — „vergiß nicht!" —

„So gnade Gott mir und Euch!" schrie der Knecht Wüstemann und strich die langen greisen Haare aus der Stirn zurück. Der Junker von Denow stand am Fuße der Leiter!

Er drückte die Hand auf das Herz und setzte den Fuß auf die erste Staffel: „O Anneke, süße Anneke!"

Der Gedanke kam ihm, er würde sie erblicken in der Menge, welche wieder in unheimlichster Stille den Richtplatz bedeckte; mit einem Sprung war er oben an der Seite des Henkers, der ihn mit den Strick in der Hand erwartete. Er stieß die Hand

desselben zurück — seine Augen schweiften über all' diese Tausende emporgerichteter Gesichter. —

„O Anneke Mey, liebe Anneke, wo bist Du? wo bist Du? weshalb hast Du mich verlassen?!"

Wieder streckte der Henker die Hand nach ihm aus; er hielt ein Blech, auf welchem die Worte standen „Meutmacher und Meineidiger" und wollte es dem Verurtheilten an einem Bande um den Hals werfen.

„Lebe wohl, süße Anneke Mey!" flüsterte Christoph von Denow; er schlug die Hand des Henkers abermals zur Seite, klirrend fiel das Blech, die Leiter nieder, zur Erde. —

Mit einem wilden, entsetzlichen Schrei sprang Erdwin Wüstemann einen Schritt zurück, mit einem Griff riß er das Feuerrohr aus den Händen Arendt Jungbluth's und an seine Wange. Der Schuß krachte — „Gnade Gott mir und Dir!"

„Dank, Erdwin — hast — Wort gehalten!" sprach Christoph von Denow. Er schwankte — breitete die Arme aus: „Lebe — wohl — süße — Anneke!" Der entsetzte Henker wollte ihn halten, aber im dumpfen Fall stürzte der Körper die Leiter herab in den blutigen Schnee.

Aufbrüllte die Menge und tobte durch einander, der Ring löste sich — die Officiere, die Beamten, der Gewaltiger stürzten sich auf den Knecht Erdwin, welcher regungslos dastand, das abgeschossene Rohr in der Hand.

Und jetzt ein neues Geschrei von der Stadt her: „Haltet, haltet!“

Ein Reiter mit einem Papier in der Hand, im Galopp ansprengend! Ihm nach ein zweiter Reiter, vor sich auf dem Pferd ein halbohnmächtiges, todtbleiches Mädchen. —

„Halt, halt! Befehl, den Verurtheilten Christoph von Denow zurückzuführen in's Gewahrsam!“

Anneke Mey leblos auf dem leblosen Körper des Erschossenen — Erdwin Wüstemann besinnungslos in den Armen Arendt Jungbluth's — — — Trompetenschall von der Thorwache; von der Stadt her eine neue Reiterschaar: „Der Herzog! der Herzog! — Zu spät! zu spät!“ — — — — — —

In dem wiedergebildeten Ring hielt der junge Fürst mit seinem Gefolge; vor ihm stand barhäuptig der Profoß, neben der schrecklichen Gruppe am Boden und erzählte das Vorgefallene. Als er geendet, stieg der junge Fürst ab von seinem Hengst und näherte sich dem treuen Knecht des Hauses Denow:

„Weshalb hast Du das gethan?“

Der Angeredete blickte irr und wirr im Kreise umher, antwortete nicht, sondern brach nur in ein herzzerreißendes Gelächter aus.

Der Herzog legte die Hand an die Stirn; — dann wandte er sich:

„Hebt doch das Kind von der Leiche!“

Der Lieutenant von der Festung, Johannes Si

vers, beugte sich nieder, um dem Befehl nachzukommen. Es gelang ihm mit Mühe:

„O gnädiger Gott, todt, todt, fürstliche Gnaden!“

Ein dumpfes Gemurmel ging durch die lauschende Menge; der Fürst schritt finster sinnend einige Minuten auf und ab. Dann hob er das Haupt:

„Bei meinen Vätern, ich glaub', da ist ein bös' Ding gethan! Leget die Dirne und den todten Knaben auf die Gewehrläufe — es ist Unsere Meinung und Wille, daß das Gericht wieder beginne. Wir sind entschlossen, selbsten im Ring zu sitzen!“

Während dieser letzten Worte hatte sich Erdwin Wüstemann langsam aufgerichtet; jetzt stand er wieder fest auf den Füßen. Der Herzog bemerkte es, er legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Ihr habet hart und schnell in unser Gericht eingegriffen. Stehet zu mir nun auch im Ring, daß die Wahrheit an den Tag kommt! Nachher, wenn's sich ausgewiesen hat, wie ich es mir zusammendenke, wollen Wir, daß Ihr die dort gen Ungarn führet als Unser Ehrbarer, Mannhafter und Getreuer! Höret Ihr, Hauptmann Erdwin Wüstemann?! Nun hebet die Leichen und rühret die Trommeln — fort! fort!“

Ueber der blutigen Morgenröthe hatten sich die Wolken wieder dunkel zusammengezogen. Wieder sanken leise einzelne weiße Flocken herab. Sie mehrten sich von Augenblick zu Augenblick und deckten bald, einem Leichentuch gleich, die Körper Christoph's und

Anna's, wie sie durch die Gassen der Stadt Wolfenbüttel, dem Zuge der Krieger und Bürger voran, dicht hinter dem Gefolge des Herzogs, welcher mit gesenktem Haupt vorausritt, der Gerichtsstätte am Schloß zugetragen wurden. Der alte Knecht Erdwin ging neben seinem jungen Herrn her; aber er wußte Nichts davon — dunkel war es in ihm und um ihn! —

So starb der Junker Christoph von Denow eines adeligen Todes!

Aus dem Lebensbuch des Schulmeisterleins Michel Haas.

(Nach einem alten Manuscript.)

Das war am sechsten Juni Anno Christi 1697, da schritt vor seiner berühmten Baumschule auf der gräflich Waldeck'schen Pachtung Wetterburg mein Herr Vater seliger gar nachdenklich auf und ab, brummte und pfiff zwischen den Zähnen und kratzte sich oft genug, kopfschüttelnd hinter dem Ohr.

Hatte er allen Grund, sonderlich drein zu sehen, denn um ihn her quinkelirten uud wimmelten zwölf lebendige Kinder, Büblein und Mägdlein durch einander, im Garten; liefen ihm vor die Füße, hingen sich an seine Rockschöße und verhinderten ihn nach Leibeskräften, einen vernünftigen Gedanken zu fassen und sich ruhigen Gemüthes auf den neuen Haussegen vorzubereiten, mit dem ihn seine Ehehälfte, meine liebe Frau Mutter, eben im Haus hinter den grünen Bäumen und Büschen zu beschenken gedachte.

„Das dreizehnte!“ sagte er. „Das ist eine Frau! Na, Gott gebe, daß es gut ausgehe!“

Und es ging gut aus. Schlug die Glocke auf dem Thurm sechs Uhr Abends, und der Küster läutete eben den Feierabend aus, da entstand ein großes Getümmel im Garten des Pachthauses zu Wetterburg; die Wehemutter aus dem Dorf hielt über vierundzwanzig zappelnde Händlein und Hände vorsichtig ein schreiend Bündlein meinen Vater unter die Nase, und mein Herr Vater that trotzdem, daß ihm das gar nichts Neues mehr war, einen kleinen Luftsprung —

„Hurrah, ein Jung, ein lebendiger, dicker Jung! Vivat die Alte!“

Damit setzete er im Galopp durch den Garten, und all das Kindervolk folgte ihm mit wildem Geschrei, bis auf ein klein sechsjährig Mägdlein, welches bei der Wehemutter vor der berühmten Baumschule zurückblieb und sich das schreiende Ding in den Windeln erst mit großen Augen genauer betrachtete und allerhand wunderliche Fragen darob stellete und allerlei Antwort begehrete auf Dinge, die Niemand weiß. Das war mein Schwesterlein Johanna Magdalena Haasin, und ist nun lange todt, wie Vater und Mutter und alle die eilf andern Schreihälse, meine Brüder und Schwestern. Gott schenke ihnen und mir die ewige Ruhe!

Viel Thiere: Hunde, Vögel, Eichhörnchen, Katzen gab es in unserm Haus, viel Blumen blüheten vor

den Fenstern, Sonnenschein und Mondenschein spielten drum her, und mein Herr Vater strich die Violin wie ein gelernter Meister. Meine Mutter aber sang ihre Wiegenlieder mit so heller Stimme, wie die jüngste Maid; obgleich sie nicht jung mehr war an Jahren, als ich das Licht dieser Welt erblickte. Meine zwölf Geschwisterlein lachten und weinten dazwischen durch alle Tonarten und Niemand wehrete es ihnen, wenn es irgend anging — — wahrlich, das war ein fröhlich Vaterhaus zu Wetterhaus in der Grafschaft Waldeck! —

Anno 1702 ist mein Vater nach Rohden in seine eigene Haushaltung gezogen, als ich grad fünf Jahre alt war.

Hüpfet mir heute noch das Herz, wenn ich dunkel mich erinnere an den lustigen Zug in diese neue Heimath. Als am vierzigsten Tage die Arche Noäh geöffnet wurde auf dem Berge Ararat, und Menschen und Thiere hinaustraten in die frische Gottesluft, konnten sie nicht fröhlicher sein, als wir allgesammt. Alle meine Schwestern trugen bunte Kränze von rothen und blauen Kornblumen auf den blonden Haaren, alle meine Brüder schlugen mit hölzernen Löffeln den Reisemarsch an den Messingkesseln, bliesen die Gießkannen und Trichter, daß ihnen fast die Backen platzten. Hoch auf dem ersten Wagen hatte der Mutter und mir, dem Michelchen, der Vater eine schöne Laube von grünem Gezweig gemacht; drin saßen wir und hielten Ordnung über

Alles; denn auch die Kühe, Ziegen und Schweine wurden hinten nachgeführt und auch die waren bekränzet nach Gebühr von dem Knecht und den beiden Mägden, die mitzogen, weil sie nicht von unserm Haus lassen wollten.

In Rohden bin ich vierzehn Jahre alt geworden, allda auch in die Schule gegangen und confirmiret. Da zeigte es sich, daß ich eine große Lust hatte zu den Büchern und zum Studiren, was meinem Vater schon ganz recht war, denn Keinen meiner Brüder konnte er anders als durch Schwarzbrot und Wasser und einen schwanken Haselstecken dazu bringen.

Hielt er deshalb einstmal um Weihnachten einen Rath mit dem Mütterlein, wobei ich an der Thür horchete und vernahm, daß mir zu Ostern mein Bündel gemachet werden solle, daß ich gelange an die Quelle der Gelahrtheit, mich satt allda zu trinken nach Herzenslust.

Und als der Schnee vergangen war, die Bäume und Gesträuche wieder ausschlugen, die Himmelsschlüssel und Schneeglocken wieder blüheten im Walde, da sagte ich richtig dem Vaterhaus, dem Vater, der lieben Mutter und dem Geschwistervolk Valet und zog fort, schweren Herzens, mit noch zwei Kameraden durch die junggrünen Felder und Wälder, Lippstadt zu.

Ist eine schöne Festung, Lippstadt, und kann von einer Seiten eine gute Stunden in Wasser gesetzet werden, denn der Lippefluß fließet daran her. Diese Stadt ist brandenburgisch und soll vor alten

Zeiten einstmal der Graf von der Lippe sie verspielet haben an den König in Preußen bis auf eine Straße, und diese contribuiret an Lippe-Detmold bis auf den heutigen Tag.

Ach, wie schlug mir das Herz gegen die Rippen, als ich die Thürme der Stadt zum ersten Male in weiter Ferne erblickte.

Noch mehr aber schlug es mir, als ich durch das Thor einzog, und meine Wandergenossen waren auch gar stille geworden. Als wir jedoch vor der Thür des Herrn Rectoris standen und Keiner wagte anzuklopfen, da tanzten uns wahrlich genug Funken und Flammen vor den Augen, und als sich endlich doch die Thüre geöffnet hatte, und wir die schwarze Gestalt inmitten der vielen Bücher vor uns erblickten, da tanzten nicht nur die Bücher und Weltkugeln und der große Ofen vor unsern Augen, sondern auch der gestrenge Herr Rektor selber mit.

Es ging aber besser, als wir es dachten in unserer Beklemmung. Auf hob der alte Herr seine bebrillte Nase, da wir uns einschoben in sein Gemach, wie die sieben Schwaben dem Hasen entgegen, und belugte uns von oben bis unten.

„Salvete juvenes!" sagte er. „Tretet näher, Ihr Bürschlein. Der Längste bleibe stehen an der Thür, der Kleinste gehe dicht zu mir heran, an den Ofen mag der Mittlere treten."

Ich war der Kleinste; ich mußte dicht an den Lehnstuhl und die Seite des Alten.

„Bene!“ sagte er und beschaute uns wiederum. „Germanisch Blut, caerulea pubes! Blaue Augen, blond Haar, gute Knochen; aber, aber . . . . eheu, lasset uns sehen, wie es stehet mit dem Lateinischen.“

Schlecht genug stand es, aber es ging; und alle drei wurden wir sogar in die oberste Classe gesetzet und mich hatte der gelehrte Herr vor Allen in seine Affection genommen. Ihm hab' ich es zu verdanken, daß ich bald genug ein Hospitium bekam bei dem Wallmeister, allwo auch mein Informatorenthum seinen Anfang nahm, indem ich allda drei wilden, bösen Jungen die Buchstaben lehren mußte.

Damit ging das Leiden an, welches ich ausstehen mußte in dieser Welt. Werde auch wohl nicht eher davon loskommen, als bis mich der Tod erlöset.

Auf der grünen Pachtung zu Wetterburg und zu Rohden, in meines Vaters Haus, pfiff und sang Alles, was den Mund aufsperren konnte, als sei es der Familie wie einem Vogelneste angeboren. Das kam mir nun gut zu statten; denn als gemerket wurde, daß ich die Vokalmusik erlernet habe, da durft ich mit in's Chor gehen, auch die Currende mitsingen durch die Straßen, wie unser Mann Gottes, der Doctor Martin, ja auch gethan hat, wovon das Weitere zu lesen ist in seinen Tischreden und auch anderswo. —

So ward ich sechszehn Jahre alt, da fiel das Quartanfieber auf mich und quälete mich sehr, daß

ich heim gehen mußte zur Mutter nach Rhoden. Das war ein betrüblicher Weg, und noch betrüblicher war das Ende davon, denn als ich hager, bleichwangig und fröstelnd über den Zaun lugte, der um unser Gehöft ging, ob ich nicht Jemand erschauen könnte von den Meinigen, da sah ich ein Licht brennen am hellen Mittag, und es stand ein kleiner schwarzer Sarg auf der Hausflur, die mit weißem Sand künstlich bestreuet und mit viel Blumen und Grün künstlich aufgeputzet war. Und meines Vaters Geige klang aus dem Oberstübchen so traurig herab, und kein Laut war sonst zu hören. In dem kleinen Sarge lag in ihrem weißen Kleidchen Johanna Magdalena, welche ich immer am liebsten gehabt hatte unter meinen Geschwistern, und meine Mutter hatte still das Haupt auf das Kopfende des Sarges gelehnet, und still kauerten oder standen die Andern groß und klein darum herum.

An einem Maienmorgen vertraueten wir das schöne todte Mägdlein zu ewiger Morgenröthe und lieblichster Auferstehung im Licht dem Grabe an, und meine Mutter mußte mich auf dem Heimwege am Arme führen so schwach war ich von der Krankheit und dem großen Herzeleid. Mein Vater ergriff aber wiederum seine Geige, als wir heim gekommen waren, und wir alle saßen nieder im Kreis unter der großen Linde im Garten und sangen im Chor:

Alles hat ja seine Zeit;
Freud und Leid.

Gut Gewitter, böse Stunden
Werden wechselweis erfunden.
Dennoch geht es, wie Gott will,
Halte still!

Der frommen Fürstin Elisabetha Juliana von Braunschweig sei hiermit Dank dafür gesagt. —

Als ich das böse Fieber durch die mütterliche Pflege wieder los geworden war aus den Adern und Gebeinen, ging ich von Neuem fort, aber nicht zurück nach Lippstadt, sondern nach Detmold auf dasiges Gymnasium, wo der Herr Rektor Hilger mit mir nach Herberhausen ging, einem adeligen Gute nicht weit von der Stadt, worauf ein Conduktor wohnte, der zwei noch kleine Kinder hatte, welche ich unterrichtete. Mußte ich denn täglich nach Detmold zur Schule gehen und auch hier zweimal wöchentlich im Chore singen; dann kann ich in die Stadt zum Herrn Oberstallmeister von Heyderstedt, allwo ich einen Junker zu informiren hätte. Zu Herberhausen aber geschahe vorher mir noch etwas, was ich erzählen muß. Hatte der Conductor auch noch drei erwachsene Töchter, deren jüngste vor mir aufging, wie ein Sonnenstrahl an einem Regentage. Auch ich gefiel ihr und so wurden wir vertraut und kam es, daß ich ihr versprach, sie zu heirathen und heimzuführen als mein ehlich Weib; wann und wohin, das hätt ich wahrlich nicht sagen können.

O thörichter Einfall und närrisches Versprechen von einem jungen Fäntchen!

Wurde der Vater bald gewahr, wie es um uns stand, da er meine Schuhspange fand, wo sie nicht hingehörte. Lief er mit der verlorenen Spange zum Rector und gab es ein groß Spectaculum und mußte ich derohalben fortbleiben aus der Schule und dem Chor. Da wir nun einstmals um Mittags am Tische saßen, holte mein hospes die Spange herfür und fragte mich, ob das die meine wäre?

„Ja!“ respondebam und duckte mich, denn er ergriff seinen Zinnteller und wollte mich damit auf den Kopf schlagen. Seine Frau aber fiel ihm in die Arme und wehrete ihm. Die Töchter aber und ich flohen vom Tisch, als ob der Weih zwischen ein Hühnervolk gestoßen sei, und mein blonder Schatz weinete bitterlich genug.

Das gab mir einen Muth und von der Thür aus sprach ich dem wüthenden Haustyrannen entgegen: Es sei noch lange kein Schelmenstück um die ehrliche Liebe, und ein junger Mensch könne schon einer schönen Dirne in die Augen sehen.

Er aber schrie, wenn er mich attrapirte, wolle er mir Arm und Bein zerschlagen.

Hierbei blieb es, und ich informirte nach wie vor; meine Liebe wurde auch nicht geringer darum.

Was geschiehet?!

Es war ein Winternachmittag, der Schnee lag hoch, die Raben spazierten durch den Schnee, und meine hospita war nicht zu Hause, sondern zu einer Freundin zu einem Schwatzstündlein gegangen; der

hospes rumorete auf dem obersten Boden herum, und wir versahen uns Nichts Böses von ihm. In der kleinen Stuben saßen die drei Mädchen an ihren Spinnrädern, und ich am Tisch vor dem Kalender, las aber nicht darin, da er noch dazu mit Nächstem zu Ende ging, und ich ihn schon ein Jahr lang kannte. Es herrschte ein heimlich Geraun und Gekicher und dazwischen ein helles Lachen hinüber und herüber, bis endlich die Räder ganz aufhöreten zu schnurren und surren. Da stand im Fenster in einem Scherben ein Rosmarinbaum, den hatte mein Liebchen gezogen, und er gehörete ihr. Ich bat um ihn, und als ich ihn geschenket erhalten hatte, da brach ich ihn und flocht eine Krone daraus und alle drei Jungfern halfen. Dann trugen wir ihn die Stiege hinauf, und ich band ihn an der Töchter Kammer mit den Zweigen, und mein Schatz schlug die Hände vor das rosenrothe Gesicht und schaute durch die Finger dem zu und lachete und freuete sich. Aber wie das Feuer unter die Rotte Korah, so schlug das Unheil zwischen uns.

„Was machst Du Dirn bei dem Kerl?“ erschallete es hinter uns, und ein Knüttel fuhr hernieder nach rechts und links auf Kopf und Schultern, Arm und Bein, wie es traf. In die Kammer und wieder heraus schlug der Tyrann seine Tochter, wie ich mich auch dazwischen warf, daß ich das Meiste bekäme. Endlich bekam ich ihn beim Kragen zu packen und drückete ihn gegen die Wand, daß ihm die Augen

aus dem Kopf traten, und ließ auch nicht los, als er mich auf die Nase schlug, daß das Blut hell herunterlief. Als er still war, ließ ich ihn, denn ich gedachte: er ist doch Dein Herr! Mein Bündel mußte ich aber schnüren, denn hier war meines Bleibens nicht ferner. Nahm Abschied mit Thränen und watete denselben Abend noch durch den Schnee und die Nacht nach Detmold. Wohl kam mein Schatz heimlich und wollte mich zurück haben, und die hospita wäre auch damit zufrieden gewesen, aber der Rector Hilger legete sich drein und schaffete es, daß ich zu dem Oberstallmeister kam, wie ich schon gesagt habe. Bei Letzterm blieb ich ein Jahr lang, dann mußt' ich fort und ging nach Lemgo, wo sich der Weg in's Verderben vor mir aufthat, breiter wie sonst nie in meinem langen Leben. Gerieth ich zu einem Bäcker, Namens Knöbge, einem Wittwer, dessen älteste Tochter ihm den Haushalt führete. Diese hatte ein unehlich Kind von acht Jahren, welches ich informiren sollte und ging dieses feliciter an, ging ich auch dabei hier nochmalen in die Schul und das Chor. Das ward ein seltsam Leben voll viel Anfechtungen des Teufels. Ach, sind nicht die Frauensleute Schuld an aller Versuchung der Menschenkinder, seit den Tagen, da Eva den Adam verführete zum Apfelbiß?

Der Welt nach hatt' ich das herrlichste Leben und aß die schönsten Kuchen, und kam das böse Weib oft des Nachts, wenn sie buken und steckte mir

den frischen Zwieback in den Mund. Zu den Kleidern kaufte sie mir im Krame was ich wollte und schenkte mir einen Hut mit einer silbernen Spitzen. Wenn die Schulkameraden zu mir kamen, durfte ich sie tractiren nach Herzenslust, und sie saß nieder mitten zwischen uns und sang mit und schauete nach rechts und links, nach mir aber am meisten. Der alte Vater aber durfte das Maul nicht aufthun und kaum zu dem Treiben den Kopf schütteln; denn was die Tochter wollt' und that, das war Alles wohlgewollt und wohlgethan.

Da wurd' ich auch hier in Lemgo vor den Rector citiret. Hu, der Reden, die er mir hielt.

Söhnlein, Söhnlein, und wenn sie Dir nun etwas in den Kuchen backt, daß Du nicht von ihr abkommen kannst Dein Lebenlang? Cave, cave, Michel Haas; Stricke sind Dir geleget und Schlingen sind Dir gestellet. Gib Acht, daß Du nicht in die Grube fallest, aus der keine Wiederkehr und Rettung ist!"

Das ging mir wahrlich zum Herzen; aber wie war da zu helfen? Wußte der Rector solches fast so wenig Rath als ich selbst. Das von dem Zauberwerk, welches sie mir eingeben konnt', kam mir nicht aus dem Sinn bei Tag und Nacht, und je freundlicher sie ward, desto heftiger drehete sich mein Magen um, desto mehr wandte sich mein Herz und mein Sinn von ihr. Ein Brieflein von der Mutter kam dazu und zur rechten Zeit; ich flohe wie der Joseph vor

dem Weibe des Potiphar, ließ aber meinen Mantel nicht zurück, sondern brachte meine Sachen, eins nach dem andern aus dem Hause, ganz unvermerkt, bis auf den Kasten, darin sie waren. Der gehörete dem schönen wilden Weibsbild. Es war um Neujahr, als ich die Flucht nahm, und gab vor, ich und noch ein paar Schüler wollten aus, „stapeln" gehen.

War das eine Sitte zu der Zeit bei den Studenten zu Lemgo. Wenn man kein Geld hatte, und der Magen mehr brummete und knurrete als nöthig war, so ging man aus, ein paar Meilen von der Stadt, und sang in den Städten und auf den Aemtern bei den vornehmen Leuten das Neujahr, acht Tage lang. Dann kam man heim mit Geld und Eiern und Säcken voll allerhand guter Dinge, und das lustige Leben konnte von Neuem beginnen!

Das war also ein Vorwand, gegen den kein Mensch etwas haben konnte, und so glaubte man mir auch, und zog ich ab, alle Taschen voll süßen Gebäckes, auf Nimmerwiedersehen. Alle meine Kameraden begleiteten mich mit Gesang durch die Straßen vor das Thor; denn auf Schulen wollt' ich nun nicht wieder gehen, sintemalen mir däuchte, ich wisse Alles, was man brauche zum Informiren. Am Thore ward ich der Reihe nach nochmalen geherzet und geküsset von Allen, und ward mir ein feierliches Valet zugetrunken. Dann lief ich allein hinein in den dicken Nebel, der die ganze Welt umher verhing und schauete nicht um über die Schulter, obgleich es mir

stets war, als riefe der Böse leise und immerfort mir in's Ohr: „Narr! Narr! Narr! O Narr, Narr, Narr!"

So war ich denn auf dem Lande, und mußte zum Lohn meiner Tugendhaftigkeit beim Amtmeier zu Hündersen als Informator dreier Söhne auch die schwere Arbeit lernen, als Dreschen, Holzhauen und auf die Jagd gehen. Gefiel mir das aber so übel nicht auf das lange Stillsitzen! Es war sogar ein lustig Leben; denn der Meier hatte außer meinen Schülern auch noch drei große Töchter und einen Sohn von achtzehn Jahren, welcher auch zu Detmold auf die Schul gegangen war. Die Mägdlein waren still und gegen Jedermann freundlich, und von dem Sohne lernte ich die kleine Jagd und einen Hühnerhund abrichten. Wohl war das ein lustig Leben; aber diesmal sollte es anders kommen, als es bisher gegangen war. Sonsten waren die Jungfern zu mir gekommen; diesesmal fiel auf mich die Liebe zuerst.

Ach weh, ach weh, und mein heimlicher Schatz hatte schon Einem das Herz und das Wort gegeben, einem reichen Meierssohn, das ward mir zu großem Leid in der Heumahd und bei der Ernte. Da wurde ich so bleich und hager wie damalen, als mich das böse Fieber schüttelte, und doch konnt' ich nicht fort, und war es mir, als sei ich mit tausend Banden angefesselt und werde nie loskommen, bis sie mir

die drei letzten Schaufeln voll Erde auf den Sarg würfen.

Aber ich kam doch los!

War mein Prinzipal ein sonderlicher Kauz, welcher den ganzen Tag über nicht nüchtern wurde, da er immerfort den Griff am Wandschrank drehte. Dabei liebte er absonderlich die Musik, und die half mir davon; aber ein böses Weib mußte erst in's Spiel kommen.

Hatte mein Amtmeier einen Bruder, welchen er zu Tod füttern mußte, dieser blies die Flöte. Der Sohn spielte die Flöte Reverse oder die Hautboye; ich aber strich die Violin.

Wenn wir nun des Abends gegessen hatten, so ging die Lust an. Ein Jeder kam mit seinem Instrument, die Mädchen lauschten im Kreise, und die Knechte und Mägde drängten sich an die Thür oder die Fenster. Dann ging es los, und was auch die Andern spielten, mir war's immerzu, als sei jeder Ton, den ich strich, nur für die Anna Maria bestimmt. So ging das zu, bis uns die Hände am Leibe herunter fielen; dann hatten die Andern Ruhe; ich aber noch lange nicht. Ich mußte noch bis Mitternacht bei meinem Principal bleiben und ihm vorsingen, — lauter lutherische Lieder. Wenn ich nun einen Gesang anfing, legte er den Kopf auf den Tisch und hub an zu schnarchen, daß die Wände erzitterten. So wie ich aber endigte, war er wach und fragte: „Ist es aus?"

Respondebam: „Ja!"

„Nun, so singet ein Anderes."

Das ging nun so fünf oder sechs Mal hinter einander, daß ich fast keinen Laut mehr aus der Kehle bringen konnte, und die Frau von ihrem Bett und der Kammer aus uns ein Paar Narren schalt, und immer stärker brummte.

„Wollt Ihr nicht singen, so seid Ihr auch mein Präceptor nicht!" hieß es dann, und ich mußte abermals dran, bis der Alte genug hatte und aufstand, mit mir an den Wandschrank ging, mir einen Wachholderbittern oder zwei Gutegroschen gab. Nun konnt' auch ich, heiser und müd', in die Federn kriechen.

Was geschiehet? Eines Abends im Spätherbst, saßen wir wieder, ich und mein Herr, und ich sang aus voller Kehle: „Nun laßt uns Gott den Herrn 2c.", der Principal trompetete wie gewöhnlich. Die Lampe hatte schon jetzt seit geraumer Zeit allerlei bedenkliche Zeichen des Erlöschens von sich gegeben, jetzt wurde es klar, daß wir im nächsten Augenblicke in tiefster Dunkelheit unsern Gesang fortsetzen mußten; endete ich deßhalb mit einen kunstvollen Schnörkel, mein Amtmeier wachte auf und hob die rothe Nase und die schwimmenden verschlafenen Augen in die Höhe.

Mühsam stolperte er nach der Oelkanne hinterm Ofen, fand sie jedoch nicht an dem gewohnten Platze und rief in die Kammer:

„Frau, wo ist die Oelkanne? Gib uns ein Licht für mich und meinen Präceptor!“

„Heute nicht mehr!“ klang es schrill zurück, als ob eine Eule aufgestört worden. „Marsch zu Bett.“

„Also Du willst nicht, Alte?“

„Nein, nein, nein, Ihr verrückten Lumpen!“

„Sie will nicht, Michel,“ sagte mein Principal und stieß mir den Ellbogen in die Seite. „Sieht Er, das ist das Vergnügen beim Freien; merk' Er's sich. Hab' bemerkt, daß Er nach meiner Aeltesten schielt — da hat Er ein Exemplum, wie's mit dem Weibsvolk ist.“ —

„Halt' den Mund, Du Saufaus, und laß unsere Tochter aus dem Spiel!“ kreischte es aus der Kammer. „Was hat der Haselant von Schulmeister mit unserm Kind zu schaffen?“

„Nichts, Alte! Also Du willst uns kein Oel geben zu unserm Gesang?“

„Zum drittenmal, nein, nein, nein!“

„Bleibe Er hier, Präceptor,“ brummte mein Principal, und tastete im Dunkel den Weg aus der Stuben, und ich hörte ihn draußen rumoren, wußte aber nicht, was er im Sinn hatte.

Nach einiger Zeit kam er wieder und sprach: „Nun singe Er weiter. Wer nur den lieben Gott läßt walten. Das ist ein passend Lied in allen Nöthen.“

Ich hub an und war zum dritten Verslein gekommen, als ich innehalten mußte, von wegen eines

seltsamen Geruches und Rauches, welcher allmälig die Stuben füllte.

„Singe Er nur zu, Michel Haas," greinte der Alte. „'S wird noch besser kommen."

Und es kam noch besser! Aus dem Singen ward ein Husten und Niesen, und mein Principal hielt sich den Bauch, als aus der Kammer der Schrei kam:

„Jesus, Mann, was ist das? 'S wird doch nicht brennen im Haus bei dem Sturm?"

Draußen machte der Herbstwind ein groß Getön und Getöse; schüttelte die Bäume hin und her, pfiff und heulte und fuhr in den Schornsteinen hinauf und hinunter, als tausend Teufel in einem Besessenen.

Mußten wir in der Stube husten und niesen, so ging das jetzt auch in der Kammer an und endete mit einem Gepolter und plötzlichen Aussprung der Meisterin aus dem Bette und mitten unter uns.

„Feuer! Feuer!" schrie sie, und: „Feuer! Feuer!" schrie der Principal. „Feuer! Feuer!" ging es durch's ganze Haus.

„Wecke Er die Töchter, Präceptor!" sagte mein Brotherr, und ich war die Treppen hinauf wie ein Wirbelwind; dachte aber, als ich wieder herunterkam, wahrhaftig nicht mehr daran, der Anna Maria fürderhin süße Augen zuzumachen. O je! o je! — — Das ganze Haus, Knechte und Mägde, Kinder und Katzen und alles Geflügel war unterdessen in Alarm gekommen. Nun war Licht genug da, und

bei seinem Schein gingen wir dem Gestank und Rauch nach.

„Prr, prr!“ machte mein Princeps und stieß mich abermals in die Seite, daß mir schier der Athem verging. „Merk' Er's sich, Präceptor: Manneshand gehört oben.“ In der Küche erhob sich nämlich ein groß Geschrei und hatte man allda auf dem Herd die Quelle des Spectaculums entdecket.

Alle alten Besen des Hauses, drei wollene Socken und ein zerlumpter wollener Frauenrock glimmten und qualmten darauf nach Herzenslust, daß man durch den Rauch nicht durchsehen konnt', und der Schornstein war fein sorgsam verschlossen, daß ja nichts verloren ging von dem Höllenstank.

Hu, wie fuhr die Meisterin gleich einer giftigen Katze herum, mir und dem Herrn mit zehn ausgespreizten Klauen vor den Augen herum! Hu, wie sah es aus! .... Aber mir war doch das Weinen näher als das Lachen, und da war die Anna Maria dran Schuld und der Sohn von dem nächsten Meierhofe und die Leiter, welche an der Hauswand im Garten lehnte.

Am andern Morgen schnürt' ich mein Bündel und ging, obgleich der Alte meinen Gesang um Alles nicht missen wollt', und mir Alles bot, was ich nur hätt' begehren können.

Aber ich ging doch, voll Wuth, Trotz, Haß und Hohn. Hatte mehr als ein Haar in der Schulmeisterei gefunden, und was thut der Mensch nicht, wenn

er halb von Sinnen gebracht ist? Ging also wieder gen Detmold und ließ mich unter die Preußen annehmen als Reiter; sintemalen der Graf Karl von der Lippe damals ein Reiterregiment commandirte zu Königsberg. Als wir aber zum Schwören ausmarschiren sollten, da faßte mich Gottes Gewalt und warf mich auf's Krankenbett, daß ich lange, lange auf den Tod lag und nicht vermeinte, wieder davonzukommen. Bei mir hatte ich den Mittelknecht von Hündersen, der auch mit in den Krieg gehen wollte aus Liebe zu mir, und eine Magd vom Hofe mitgenommen hatte. Als der Graf Karl nun mit seinen Werbern und Recruten abging nach Königsberg, mußte er auch mit und heulte sehr vor meinem Bette, weil ich nicht mitgehen konnte. Gleich nachher hab' ich die Besinnung verloren und lange Zeit nichts mehr von mir und der Welt gewußt; bis ich endlich wieder aufwachte zum Leben.

Als ich die Augen zum erstenmal öffnen konnte, da sah ich dunkel, daß ein alter Herr mit einer Brillen auf der Nasen vor meiner Lagerstatt saß und ein großes Buch auf den Knien liegen hatte.

„Vater?! Herr Vater?!“ rief ich, wußte nicht, wo ich war und was mit mir vorgegangen war.

Es war aber wirklich mein Herr Vater, und meine Frau Mutter war auch da und schluchzete vor Freuden, als sie merkte, daß ich noch einmal mit dem Leben davonkommen sollte.

Sie pflegeten mich wie ein Finkenpaar einen

Kuckuck, und lasen mir erst den Text und wuschen mir den Kopf, als ich es ohne Gefahr ertragen konnte in meinen schwachen Gebeinen und Sinnen. Dann ward ich auf einen Wagen geladen und heimgeführet nach Haus, allwo sich Manches in den Jahren verändert hatte. —

Wie mußte ich mich verwundern, daß aus den kleinen, schmutzigen Mägdlein, meinen Schwestern, solch' ein Kranz blühender hübscher Jungfrauen geworden war; — blond und braun, schwarzäugig und blauäugig, mit Herzensgeheimnissen einige; einige noch ohne solche!

Meine Brüder waren allesammt fort von Haus bis auf den Aeltesten, den mein Vater von wegen seiner Gebrechlichkeit bei sich behalten hatte, damit er das Hauswesen führe.

Hatte aber Keiner aus dem Nestlein so viel von der Welt gesehen und erlebet wie ich, das Nestküchlein, und hab' Mancherlei erzählen müssen an Sommerabenden und Winterabenden; mußte jedoch auch Mancherlei für mich behalten, von wegen des Schwatzens und der bösen Nachreden.

Mein Herr Vater war bei alledem doch wohl zufrieden mit mir, und wenn er mich sonst geführet und gestützet hatte, so mußte ich das nun ihm thun, und so zogen wir Beide oft hinaus in die Felder, wenn der Roggen hoch und grün dastand, oder in den Wald in einen schattigen, kühlen Schlupfwinkel und redeten mit einander von der Ernte und den

Schulen, auf denen ich gewesen, von dem Franzos und dem Türken und was es sonst noch Merkwürdiges in der Welt gibt. Das dauerte dann jedesmal bis ein hell Rufen kam, oder ein Paar Blitzaugen uns suchten im Korn oder im Busch, ein Schwesterlein vorsprang gleich einem jungen Reh und uns heimbefahl zur Mutter und zum Nachtessen.

Noch klang und sang die Geige des Alten; aber die Melodien waren viel ernster und langsamer geworden, und nur selten lösete einmal eine Tanzweise die frommen Choräle ab. Auch ich geigte mit und oft allein und den Alten in den sanften Schlummer herein.

Da konnt' ich wieder gar fromm und gut werden in dem stillen fried- und freudevollen Elternhaus, wo das Mütterlein über jedes Wort und Werk wachte gleich einem Schutzengel Gottes.

Aber, aber —

Gut Gewitter, böse Stunden
Werden wechselweis erfunden.
Dennoch geht es, wie Gott will, —
Halte still!

Mit Anfang Winters, als die ersten Schneeflocken herabfielen, ist mein guter Vater sehr krank geworden und ist nicht davongekommen, sondern heimgegangen in die ewige Seligkeit, fromm und geduldig wie ein wahrer Christ. Ich habe immer bei ihm sitzen müssen in seiner Krankheit. Habe ihm auch die Augen zugedrücket und die Hände in einander geleget. Da

hatte es mit Gesang und lustigem Lachen und Spiel ein Ende; still und stumm saßen wir bei einander und wenn Einer sprach, antwortete oder fragte, so geschah es leise, gar leise.

Die fürtreffliche Geigen des Vaters war nun mein, und ist auch mein höchster Schatz und Trost geblieben mein ganz Leben lang. Ist ihr Ton immer schöner und lauterer geworden und mir stets gewesen, als ob der Todte daraus zu mir spreche, mich warne, mir rathe, mich tröste.

Als der Frühling kam, hatten wir eine stille Hochzeit im Hause; ohne Sang und Klang wurde meine älteste Schwester, die Louise, heimgeführet, und als sie auszogen, zog ich mit, ließ sie aber am nächsten Kreuzweg und fuhr allein wieder hinein in die weite Welt, war aber nunmehro ein Mann geworden, der Alles eher dunkler als heller sah. Hat mich damals auch zum erstenmal die grausame Melancholey gepacket, von welcher ich späterhin noch zu reden haben werde.

So kam ich nun zuerst auf das adelige Gut Sülbeck als Informator, allwo ich wieder fleißig die Jagd exercirete; zumalen es allda überaus schöne Jagden und Hunde giebet. Blieb hier ein volles Jahr und wurde frisch und munter; dann aber kam die seltsamlichste Zeit meines Lebens, deren ich gedenken muß bis an meinen sanftseligen Tod.

Hatte mein Herr eine Schwester im Hildesheim'schen, welche einen Herrn von Bock zum Mann hatte.

Diese Schwester wollte er auf Ostern besuchen, fragte mich auch, ob ich mit ihm gehen wolle.

Antwortete ich natürlich von Herzen: „Ja!“

Da wir nun zu dieser Reise Geld brauchten, so fischten wir in der Marterwoche einen Teich und fuhr ich dann mit einem Fuder Fische — vierpfündige Karpfen — nach Paderborn, hatte aber, als ich daselbst ankam, keinen einzigen lebendigen Fisch mehr

Der Wirth, bei welchem wir einkehrten, hieß Deuvel, und war ein Schlaukopf, so dick er war. Schüttelte er den Kopf und sagte:

„Sehe wohl, Er ist ein junger Mensch und versteht den Fischhandel nicht. Geschwinde mit den Fischen vom Wagen! Ich will Ihm eine kleine Stube miethen, da lege Er die Fische alle auf's Stroh nnd reibe ihnen die Ohren und Kiefern mit Weinessig, so bleiben sie roth.“

Solches geschah, und ich ließ sie darauf ausrufen und ausbieten, das Pfund für vier Groschen. Da kamen wohl die Leute, besahen und berochen die Fische, wollten aber nicht daran, obgleich es in den Fasten und schöne Karpfen waren. Ich ließ sie zum zweiten und drittenmale ausschreien für drei Groschen und zwei Groschen, da wurde ich einen Theil los, meistens an die Juden. Ich behielt aber noch viele auf die Rückreise. Der Knecht, der Kutscher und ich fraßen nichts als Fische; wo wir in ein Wirthshaus einkehrten, gaben wir nichts als Fische; der Wirth in Paderborn nahm lauter Fische für das, was wir

und die Pferde verzehret hatten. Das war eine Lust! Ist mir der Geruch und Geschmack heute noch nicht wieder aus Mund und Nasen gekommen.

Als wir nun wieder zu Hause ankamen, fragte der Herr sogleich, ob's gut abgelaufen sei, und ich fing mein Lamento an. Schlug der Herr die Hände über dem Kopfe zusammen und fluchte nach Noten und ohne Noten. Half's aber zu nichts; denn wo hätten wir in der sandigen Senne oder Heide das Wasser hernehmen sollen, die Thiere zu tränken?

Und die Reise war festgesetzt und sollte es fortgehen, ob es bog oder brach.

Weil wir von unserm Fischzug am Freitag Abend nach Haus kamen, so konnte die Abfahrt erst auf den ersten Ostertag losgehen, und bat die gnädige Frau unterdessen himmelhoch, mich dazulassen, denn man könne nicht wissen, was in unserer Abwesenheit passiren könne. Sagte also auch der Herr zum Kutscher, er wolle allein reiten, er solle nur zwei Pferde satteln. Wie das geschehen, wollte er seine Stiefeln anziehen, wollte aber einer nicht an, wegen Incommodirung des Podagra, fluchte der Herr gewaltig und schrie dem Kutscher wiederum zu:

„Zum Teufel, nur immer mit der Kutsche heraus, mit Geld oder ohne; Präceptor, mache Er sich nur fertig, Er gehet doch mit, und wenn Er auch tausendmal die Fische hat crepiren lassen!“

So fuhren wir ab und kamen in der Nacht, wie grade die Osterfeuer brannten und sämmtlich Volk

darum hertanzte, an unsern Ort. Wenig Freude hatten wir aber davon, denn der Herr von Bock war ein unsinniger Mensch, und die Frau mußte allzuviel von ihm ausstehen, welches denn den Bruder dermaßen verdroß und zu Herzen ging, daß er vom Tisch aufstund und nach seinem Degen lief. Der tolle Bock fürchtete sich aber nicht, sondern warf die Teller nach uns. Als dem Streit nicht gewehret werden konnte, gingen wir fort und ließen ihn in der Stuben allein, konnten aber Alles sehen, was er machte. Hielt er Papier an das Licht, lief damit in der Stube hin und her und rief: er wolle die Geister austreiben.

„Schulmeister, lauf' und krieg' sie!" schrie er mir zu, schmiß auch die Gläser entzwei, und wollte sich Niemand an ihn machen, denn er sah aus, wie ein wilder, wüthender Löwe.

Der Frauen Bruder ärgerte sich so sehr, daß er eine heftige Blutstürzung bekam, welche vom Abend bis an den Morgen dauerte, gegen welche auch kein Hausmittel helfen wollte. Endlich mußte ich um Mitternacht nach Gronau zu einem berühmten Feldscheer reiten. Sprach dieser: „Wenn er so lange geblutet hat, so kann ich ihm nicht mehr helfen, ich will ihm jedoch einige Pulver mitgeben; solche kann der Herr mit Brunnenwasser einnehmen und zusehen, wie es dann mit ihm gehet."

Stillete sich nach besagten Pulvern wirklich das

Bluten, und als es ein wenig besser geworden war, eilte er, daß er nach Haus käme.

Hatte ich derweilen auch ein hitziges Fieber bekommen, und mußte mich mein Herr dalassen. Da kann man sich leicht vorstellen, wie es mir nahe ging, bei dem tollen Menschen zu bleiben, dem Keiner trauete. Es versprach mir zwar mein Herr, mich abzuholen, wenn ich wieder besser sein werde, allein bei dem Versprechen blieb es, und nachher blieb ich auf vieles Bitten bei der Frau von Bock. Davon will ich nun erzählen!

Diese Frau war eine rechte Kreuzträgerin; denn 1) hatte ihr Vetter, der Schatzrath, welcher auch auf dem Hofe wohnte, ihren Mann lange Zeit in's Zuchthaus setzen lassen, in der Beschuldigung, daß derselbe ihm die Scheuer in Brand gesteckt hätte; 2) hatten sie ihr ihre beiden Söhne heimlich, als sie einmal in Hildesheim war, weggenommen und sie in königlichem Schutz nach dem lutherischen Kloster Ilfeld bringen lassen. War sie nämlich katholisch und hatte man vorgegeben, sie wolle auch ihre Kinder katholisch machen. Der Herr von Bock war lutherisch; 3) war sie mit ihrem Vetter, dem Schatzrath in einem schweren Proceß, weil er sie vom Gute haben wollte. —

Wie nun der Mann neun Jahre im Zuchthause gewesen, supplicirte sie so viel, daß sie ihn endlich los bekam und that sie ihn nach Hildesheim zu einem Doctor, daß er ihn heile von seiner Melancholey.

Er war nämlich vorher ganz klug und gescheit und in seiner Jugend ein Page am Hofe zu Rudolstadt gewesen.

Wie er nun einige Wochen bei dem Doctor gewesen ist, läuft er auf und davon, und wußte kein Mensch ein Jahr lang, wo er geblieben war, half auch alles Suchen und Aufbieten nichts. Endlich kehret er zurück und wird angehalten zu Lauenstein, ist umher mit lauter Lumpen und Stroh behangen und trägt einen langen Bart. Wie ein Mensch sieht er nicht mehr aus.

Der Amtmann läßt ihn setzen und fragt ihn, was er für eine Creatur sei, kriegt's heraus, und die Frau ist gleich in der Kutschen hin, nimmt Zeug mit, ihn zu kleiden, daß sie ihn ordentlich und anständig heimführen könne.

„Bist Du da, Fieke?“ fragte der Tolle, als er sein arm Weiblein siehet, und sie fällt aus einer Ohnmacht in die andere, fasset sich jedoch in Gottesfurcht, läßt ihm den Bart abscheeren und führet ihn mit sich heim, und alle Kinder aus Lauenstein laufen ihr nach und schrei'n:

„Der wilde Mann! o der wilde Mann!“ —

Nach diesem kam ich dahin und dauerte es wohl ein Jahr, ehe daß ich mich in den Unklugen konnt' schicken.

Hier war nun Gottes Hilfe und Herzhaftigkeit von Nöthen, denn wir hatten noch ein Gut, eine Stunde ab, da ging der Tolle alle Werkeltage hin,

machte Teiche und Gruben im Garten und auf dem Hofe, daß er Alles ruinirte. Es floß zwar ein kleines Bächlein über den Hof, allein er machte lauter tiefe Löcher, daß man nicht gehen und stehen konnte.

Wenn man ihn fragte: „Was will Er da einsetzen?"

Antwortete er: „Häringe!" und dabei blieb er.

Nun stand er in diesen Löchern den ganzen Tag nackt und bloß, sowohl im Sommer als im Winter, und konnte ihn kein Mensch davon abbringen.

Das war ein Spectacul für die ganze Welt.

Wohl warf ich Dornen und Glasscherben in die Gruben, gedachte, er solle solches in die Füße treten; allein das war Alles vergebens, denn er hatte eine Haut von Stahl und Eisen.

Endlich brachte ich ihn doch durch Gottes Hilfe von dieser Arbeit ganz ab und will erzählen, wie es zuging. Wir ließen durch drei Hildesheim'sche Invaliden den Zehnten und unser Korn ausdreschen. Wie nun die Drescher am Mittage bei Tische saßen, spricht der Eine zur Frau: „Madame, es ist ein Jammer und Schade, daß Sie einen solchen Herrn hat, sollte man den nicht vom Graben abbringen? Wie siehet er vom Dr... aus?!"

Spricht die Frau: „Hundert Thaler will ich dem geben, der das kann."

Da steht ein Invalide auf und sagt: „Ich will hingehen, ihm dräuen und ihn an den Tisch rufen."

Geht er hin und bringt ihn wirklich her, wie wir mitten im Essèn waren.

Schreit der Herr: „Fieke, hast Du dem Kerl befohlen, daß er mich so ausmachen sollte?“ Will auch der Frauen an den Leib und siehet drein zum Erschrecken. Da gedachte ich: nun ist's Zeit; sprang auf, griff ihn und hielt ihn fest im Sessel; er aber ertappete meine Haare uud griff drein, daß es mir roth und grün vor den Augen ward, und ich ihn zur Erden werfen mußte. Da kam die Frau, machte meine Haare los, und ich ließ ihn aufstehen, sagte auch: „Nun solle er gar nicht mehr graben! Ging hin und nahm ihm Spaten, Schubkarren und Alles vom Teiche weg.

Da ging das rechte Unglück erst an im Hause und dauerte es fast acht Tage, ehe daß er sich ergab. In der Küche warf er einen Pott in den andern, und trug ich immer eine Flinte, die ich auf der Kammer hatte, mit mir, drohete, ihn damit zu schießen, daß ihm der Dampf aus dem Halse käme. War sie jedoch nicht geladen, half's aber dennoch!

In den Nächten schlief ich bei ihm, und gab er mir in der ersten mit dem Daumen Eins in die Seite, daß mir der Athem stehen blieb.

Ich lag stille, schlief aber die ganze Nacht nicht, dachte immer: Wenn er das nochmals thut, mußt Du ihn angreifen! — Ich wußte ja, daß ich durch Gottes Hilfe sein Meister sei.

Schenkte auch der liebe Gott, daß er sich endlich

drein gab. Saß er vor der Hausthür in der Sonne und sahe recht traurig aus, fragte auch, als ich zu ihm trat: „Was soll ich denn hier machen, wenn ich nicht graben soll?"

Da erzählte ich ihm, der König von Engelland habe all' sein Grabezeug abholen lassen, und das glaubte er, und kam er nicht wieder zu seinen Häringslöchern.

Fleißig mußten wir aber dabei Obacht geben, daß der Schatzrath, unser Feind, nichts vorzubringen hatte. Was ich da ausgestanden habe, steht nicht alle zu beschreiben, weil der Schatzrath auch mich pervors vom Hofe haben wollte, daß er seine bösen Absichten desto besser ausführen könne.

Als ich nun einsten mit dem Knecht und dem Herrn nach der Wiese war, Gras für die Pferde zu holen, kamen wohl zwanzig Kerle mit Flinten und großen Knütteln von der Stadt uns entgegen; die ließen den Knecht passiren, mich und den Herrn schlugen sie, daß ich den Himmel nicht sehen konnte.

Die Flinte nahmen sie mir auch ab.

Als das der Herr sah, sprang er auf und nach dem Wagen, faßte die Sense, mähete um sich und rief: „Laßt mir den Menschen los! laßt mir den Menschen los!"

Gedachte ich in meiner Angst: „Ach, wenn doch Gott gäbe, daß er Einen in die Beine hauete."

Allein sie nahmen ihm die Sense und schlugen wieder auf uns zu und tractireten uns mörderlich.

Dann führeten mich drei von ihnen in Arrest mit sich fort.

Wie das die Frau oben auf der Stub alles gesehen und gehöret, daß sie mich in Arrest gebracht, läuft sie gleich und fragt den Amtschreiber, ob er mich gefänglich hätte.

„Nein," sagt er. „Sie waren wohl mit ihm da, allein ich melire mich nicht in der Herrn von Böcke ihre Sachen."

Drauf kam die Frau über die Leine geschiffet und holte mich und die drei ein, schalt und hieß mich mit ihr kommen. Solches thät ich. Die Kerls aber liefen voraus und erzählten das dem Schatzrath.

Wie die Frau und ich nun auf den Hof wollten, ließen sie die Frau ein, mir aber schlugen sie die Thür vor der Nase zu.

Die Frau rief mir durch's Schlüsselloch zu, ich solle in die Stadt gehen und mich verbinden lassen, und des Schatzraths Töchter lagen im Fenster und beschimpften mich und lachten, weil ich vor Blut keinem Menschen mehr ähnlich sahe.

Indem kam der Justitiarius Sander die Straße herunter und wollte auf dem Hofe zu Tisch gehen, und schrie:

„Kerl, was stehst Du hier?"

Schickte mich durch den Jäger und Gärtner abermals in Arrest, und saß ich im Loch bis es ganz dunkel war; wurde mir auch gesagt, nach Hannover unter die Soldaten solle ich, und wollten sie mir die

Knöpfe von den Hosen schneiden, damit ich nicht ausreißen könne. Aber ich bat vom Himmel zur Erden, dieses mir nicht anzuthun.

Am Abend kam ein Befehl von der Regierung, mich dieses Mal wieder los zu lassen, allein ich solle mich nicht in der Herrn von Böcke ihre Angelegenheiten mischen, und der Schatzrath ließ mir dabei sagen, ich möge ja nicht wieder auf den Hof kommen, oder das Donnerwetter solle mir auf den Hals fahren. So hinkte ich denn am Abend nach unserm andern Gute, und die Frau kam auch dahin. Am andern Tage gingen wir zu einem Advocaten, welcher mich besahe und sagte: ich wäre nicht menschlich, sondern viehisch tractiret, er wolle mit mir auf die Regierung gehen und mich zeigen.

Dieses geschah. Lange standen wir, und wollte uns kein Mensch anhören, sehen und sprechen; bis daß der Canzler und die andern Hofräthe zu Tisch gehen wollten. Da wies mich der Advocate dem Canzler; aber der fuhr mich an: ich sei ein unruhiger Kopf, wolle hauen und stechen und keinen Frieden geben; — ließ mich stehen und mußte ich damit vorlieb nehmen; weil der Canzler und der Schatzrath so zu sagen wie Hand und Handschuh waren.

Als ich mit der Frau wieder heim kam, waren Knechte, Pferde sammt allem Ackergeschirr fort vom Hofe, und ein elendes Leben hub für uns an.

Die Hühner und anderes Vieh wurden uns all=

gesammt todtgeschossen und über die Thür geschmissen mit den Worten:

„Da freßt, Ihr Schelmenvolk!"

Als nun der Advocate diese Grausamkeiten an Menschen und Viehe sahe, appellirte er nach Wetzlar, und da ich auch den Herrn von Bock hatte so weit gebracht, daß er in die Kirche und zum heiligen Abendmahl ging, so wurde das Attestat vom Herrn Pastore mit zu den verschickten Acten geleget.

Dauerte also kein Jahr, da kriegten wir ein trefflich Urtheil, uns Alles wieder zu liefern und uns unturbiret zu lassen, bei Straf von so und so viel zehn Mark löthigen Goldes.

Das trieb durch, hatten wir von da an Fried und Ruhe, wurden sogar in einigen Jahren gute Freunde mit dem Schatzrath und seinem Anhang.

Blieb ich also zwölf Jahr in dieser Stadt bei der Frau von Bock und es war ein schöner und nahrhaftiger Ort. Allein wie sich allerhand Laster und Untugenden herfür thäten, mußte der liebe Gott ihn strafen mit dreimaligem Feuer, so daß fast die ganze Stadt und die Kirche eingeäschert wurden und es viel arme Leute gab.

Wenn ich Alles erzählen sollte, was bei meiner Zeit darin geschehen, müßte ich wahrlich noch viel Bogen Papier hieran heften, denn es verging fast keine Woche, daß nicht Pasquillen an den Schandpfahl geschlagen wurden; Ehemänner mit Eheweibern, vornehme Jungfern mit gemeinen Knechten, und

mußten einsmal alle die Frauen, so darauf stunden, dem Schinderknecht fünf Reichsthaler geben für's Abreißen.

Da hatte der Herr Pastor genug zu thun, daß er von der gottlosen Stadt zu predigen hatte. Suchte ich auch endlich fortzukommen, meiner unsterblichen Seele wegen.

Es fügte sich einmal, daß ich nach Hause reisete, meine alte Mutter zu besuchen, da traf ich auf dem Wege einen bekannten Mann von Bergheim, allwo der Graf von Waldeck wohnete. Dieser Mann sagte mir: „Wenn ich anitzo keinen Herrn hätte, so könnte ich wohl bei dem Grafen als Hofverwalter ankommen, da er keinen hatte und einen suchete.“

Lust hatte ich, dieses zu probiren, ging also mit ihm zum Grafen. Da wurden wir gleich einig und mußte mir der Herr Secretarius die Instruction allen Verhaltens gleich mitgeben, auf sechs Bogen geschrieben.

Als ich heim kam, sagte ich meiner Frauen den Dienst auf, die aber wollte nicht dran und sprach:

„Nehme Er sich in Acht; bei so großen Herrn zu sein, ist gefährlich; — sie haben allzu lange Finger und ist nicht gut mit ihnen Kirschen essen!“

Das wurmte mich mehr, als ich mir merken ließ. Kratzete mich wohl ein Vierteljahr lang hinter den Ohren darob. Aber der Graf wollte nicht ablassen, schickte deswegen zu meiner Mutter und ließ anfragen, ob sie nicht wisse, wo ich wäre?

Sie sagte dem Boten: ich wäre im Geiste dagewesen und des Abends, als sie schon wäre zu Bett gewesen, zu ihr auf die Stube gekommen. Da hätte sie gesagt: weshalb ich denn so spät käme, und ich hätte geantwortet: ich könne nirgends in der Welt bleiben und Ruhe finden. Sagt sie darauf: ich solle mich ausziehen und in's Bett kriechen, welches auch geschehen sei; aber ich hätte den Rock ausgezogen und auf den Stuhl geworfen, daß die Knöpfe geklappert hätten. Dann, erzählte sie, sei ich wieder aus dem Bette gestiegen, habe die Thür aufgemacht und sei die Treppen hinaufgegangen zu der Kammer, wo ich sonsten geschlafen.

Meine Mutter aber ruft meiner Schwester, die noch im Hause bei mir war: „Stehe auf, Dein Bruder, der Schulmeister, ist gekommen und die Treppe hinaufgegangen. Stecke ein Licht an und sieh zu, wo er bleibt." Meine Schwester, Gott hab sie selig! — thut das; aber ich bin nirgends zu sehen und zu hören. — —

Dieses Alles kommt vor den Grafen, welcher daraus schließt, daß ich möchte krank sein und nach Haus verlangen; er läßt also den Dienst noch eine Zeit offen, und der Herr Secretarius muß denselben so lange verwalten.

Was geschiehet?

Wie die Braunschweiger Messe im Frühling ist, kommt ein Kaufmann aus meiner Heimath und siehet mich im Wirthshause.

„Mein Gott," schreit er, „was macht Er hier? Der Graf hat Ihn aller Orten suchen lassen. Warum will Er nicht dahin? Weiß Er nicht, daß mit so großen Herren nicht gut zu spaßen ist? Mache Er ja, daß Er mit mir gehe, wenn ich wieder zurückkomme."

Nun war nichts mehr zu machen; ich schnürte mein Bündel, nahm Abschied und ging zur Mutter heim mit meinem Kaufmann.

Wie das der Graf erfuhr, schickte er den Kutscher mit zwei Pferden und ließ mich abholen nach dem Schlosse Bergheim. Da wurde mir die Instruction nochmalen vorgelesen und der Eid mir abgenommen in Gegenwart der Lakaien, Kutscher, Reitknechte und Vorreiter. Mußten sie mir Alle die Hand geben zum Zeichen, daß sie mir gehorsam sein wollten.

Ein Lakai wollte nicht dran, denn er sagte, er stünde unter dem Hofmeister von Heugel und ich hätte ihm nichts zu befehlen.

Da meinte der Secretarius: „Je schlimmer Hund, je ärger Flöh! Kehre Er sich nicht daran; wenn Er ihn um Acht Uhr noch im Bette findet, so schlage Er ihn heraus nach Noten, Schulmeister!" Die Lakaien waren lauter Schneider.

An diesem Orte bin ich zwei und ein halb Jahr gewesen; aber ich war zu hitzig, dachte Wunder, was für eine Creatur ich sei, prügelte den alten Calefactor, daß sie ihm zwei Tage den Buckel einschmieren mußten, und die Herrschaft lag leider Gottes

im Fenster und sah den ganzen Lärm an. Da ward mir aufgesagt, und kriegte ich meinen Abschied Knall und Fall.

Weil ich aber einen ziemlichen Vorrath an Geld-Lohn und Sportuln gesammelt hatte, so ging ich mit Freuden, gab auch einen Valetschmaus im Wirthshause: da wurde mit der Haushälterin und den Jungfern brav getanzet bis an den hellen, lichten Morgen.

Lieber Gott, man wird doch nicht eher klug, als bis man alt wird.

Wie ich nun so plötzlich aus dem Dienst gekommen war, so ließ ich mich das in dem Augenblick nicht kümmern, da ich, wie gesagt, des Geldes genug hatte; dachte also, einmal auch mein eigener Herr zu sein und begab mich nach Mengeringhausen zu meiner ältesten Schwester, welche den Feldscheer Thiele zum Mann hatte. Hätten sie Trompeten und Pauken gehabt, so würden sie mich damit empfangen haben, weil deren aber nicht vorhanden waren, so machten sie es auf andere Weise, und das Herz hüpfet mir heute noch vor Freuden, wenn ich daran gedenke.

War ich selbsten aus einem Haus voll Kinder entsprossen, so kam ich jetzt wieder in eins; und glaube ich, der liebe Gott muß es doch mit uns, der deutschen Nation, recht gut meinen und noch Vielerlei mit uns im Sinn haben, weilen er also herrlich dafür sorget, daß die Art nicht ausgehet,

sondern vielmehr davon immer mehr wird auf der grünen Erden; trotz aller grausamen Kriege, Seuchen und andern Ungemachs, so er uns schicket, uns väterlich zu strafen für unsere Sünden.

Da war ich zu Mengeringhausen unter den vielen Kindern auch lieb Kind, und thaten sie mir alles, was sie mir an den Augen absehen konnten — Alt und Jung. Da informirete ich nicht allein im A-B-C, sondern ich lehrte das kleine Volk auch viel andere hübsche Dinge, als da sind: Pfeifen zu schneiden aus den Weidenästen, zu blasen auf dem Buchenblatt, Windmühlen und Wassermühlen zu bauen und so fort, Tausenderlei. Da hatte ich immer den ganzen Schwarm an den Rockschößen hangen und gedachte oftmalen dabei mit Thränen in den Augen an meinen seligen Herrn Vater, dem es eben so gegangen war im vergangenen siebenzehnten und diesem achtzehnten Jahrhundert, hatte er aber noch dazu den Jubel, daß es sein eigen Völklein war, welches ihn umschwärmte, wie die Bienen den Weichsel.

Als das Geld zu Ende, war es auch für mich mit dieser Lust am Ende. Mußte ich wieder hinaus in die Dienstbarkeit Pharaonis und kam auf ein adelig Gut am Solling, dem großen Walde, als Informator zweier Junker und dreier Fräulein.

Weil nun hie die Gelegenheit so sehr günstig war, und Wald und Wild in Menge, so ward ich auch hier wieder ein Nimrod und gewaltiger Jäger. Kam aber dadurch in eine böse Sache.

Da liegt in den Bergen das alte hochberühmte Kloster Amelunxborn, aus welchem aber die Cisterzienser-Mönche schon lange ausgetrieben sind, sintemalen es nun lutherisch ist. Gar hübsch sieht es aus den Bäumen herab in das tiefe Eichenthal, welches sich dicht unter der Kirche hinzieht, und durch welches der klare Forstbach fließet.

Dahin zog es mich, oft aus alter Anhänglichkeit an das gelehrte Wesen, denn dazumalen war die Klosterschule noch nicht verleget, sondern halte noch einen großen Ruf und Zulauf. Kannte ich bald manche der Lehrer daselbst und fast alle die Stipendiaten oder Schüler, und war ganz gut bei den letztern angeschrieben. Wurde heimlich bestellt zu jedem Gelage und hielt bei jedem Willkommen- und Valetschmauß mit, habe auch Manchem derer Herrn Primaner aus mancher Klemme geholfen durch Rath und That.

Die Klostergüter waren zu einem Klosteramt zusammengestellt, und saß damals daselbst ein gar böser Amtmann, welcher mich nicht leiden konnte und einen Tag seines Lebens für jedes graue Haar gegeben hätt', welches er mir hätte machen können. Hassete er auch die Schüler wie die Mauseplage, und lebeten er und die Schule im ewigen Zank und Hader unter einander, thaten sich auch zu Leid, was sie nur konnten, und spielten einander Possen nach Herzenslust.

Nun begab es sich einstmalen, daß ich mit dem

Hühnerhund und der Büchse an einem Nachmittag im heißen Sommer, als die Sonne sich schon neigte, durch den Wald strich und an nichts dachte, bis ich auf einmal die Glocke der Klosterkirche über mir läuten hörete. Da fiel mir denn ein, meinen Scholaren noch einen Besuch abzustatten und kletterte bergauf, den alten Thürmen zu. Wie nun der Böse immer seine Hand im Spiele hat, so wollte er auch jetzt, daß mir auf meinem Wege an der Klostermauer der Amtmann mit seiner Frau und dem Gerichtshalter begegnete. Als mich der Amtmann ersah, fing er an, Feuer und Flammen zu speien und schrie mir entgegen:

„Da ist der Wilddieb, der Hallunke! Was thut er hier zu jagen?"

Griff mir an den Hals, wollte mir die Büchse abnehmen, den guten Hühnerhund damit zu erschießen; rief auch nach seinen Knechten, sie auf mich zu hetzen. Ich erwehrete mich aber seiner und rannte in den Krug, verrammelte mich gegen die Knechte in der Wirthsstuben und ließ den Schülern sagen, sie möchten kommen und mich erlösen aus der Belagerung. Dauerte auch nicht lange, so hörete ich die Schulglocke gehen, aber nicht langsam wie gewöhnlich, wenn es zum Essen oder Gebet gehet, sondern schnell und mächtig, als sei Feuer ausgebrochen, oder der Franzos in's Land gefallen. Dann kam ein großes Geschrei und Blasen in Waldhörner und Kuhhörner, und gleich darauf wimmelte

es rundumher von meinen Schwarzröcklein, die bewaffnet waren mit Allem, was ihnen in die Hände gefallen war. Waren auch im nächsten Augenblicke der Amtmann und seine Gesellen und Knechte vertrieben, und drang das lustige Getös durch Thür und Fenster zu mir herein.

Da ging es: „Bruderherz!“ hin und „Bruderherz!“ her, und war eine Lust, daß die Wände erzitterten. Damalen war der Abt und Rector ein grausam gelehrter Herr und ein großer Mathematicus, welcher bei jedem Lärmen Laden und Thüren verschloß, um nicht aufgestöret zu werden. Die übrigen Lehrer ließen sich auch nicht blicken, weil es doch nichts geholfen hätte; — lacheten auch wohl heimlich in's Fäustlein, weil sie, wie schon gesagt, ebenfalls allesammt dem Amtmann nicht grün waren, bis auf den letzten Collaborator, der ein Verhältniß hatte mit einer Tochter vom Klosteramt, sie aber zuletzt doch nicht kriegte.

Da hatte ich denn in ein schön Wespennest gestört, und sah wieder einmal, daß es viel leichter ist, ein Spectaculum anzufangen, als dasselbe zu bändigen.

Meiner Büchse hatte sich das wilde Volk sogleich bemächtigt und schoß damit aus dem Fenster, daß es donnerte. Dazu wurde getrunken und gesungen, und zuletzt ein großer Zug formiret auf's Kloster. Half's auch nicht, ich mußte mit und ward vor des Amtmann's Fenster geführet und ihm mit Hohn und Lachen gezeiget. Darauf ging's in's Convictorium,

allwo urplötzlich ein Stück Rothwildpret zum Vorschein kam, welches ich nicht geschossen hatte, bei meiner Seelen Seligkeit. Auch das wurde bekränzet dem Amtmann vorgeführet und dazu: Jo triumpho! gerufen und wieder geschossen und wieder in die Waldhörner und Kuhhörner gestoßen. Nachher ging ein großes Essen an, und was wir nicht bezwingen konnten, mußte der Hühnerhund fressen, welcher mager hineinkam in's Kloster, und fett wie eine Schnecke hervorging. Konnte ich nicht eher ihnen entwischen, als bis keiner der lateinischen Scholaren sich mehr auf den Füßen halten konnte. Da stahl ich mich von dannen und kam bei Nacht und Nebel wieder heim, und schlief einen wüsten Schlaf darauf.

Die Sache war damit jedoch noch lange nicht am Ende, sondern es entstand ein großer Proceß daraus; sintemalen der Klosteramtmann mich nun beim Fiscal als einen Wilddieb und Friedensbrecher angab. Behauptete er, er hätte mich in der Setzzeit in der Fürstlichen Wildbahn angetroffen und schob das Stück Rothwild auch auf meine Kappen.

Ich war aber ganz unschuldig daran, wollte es jetzt, wo kein Hahn mehr darnach krähet, wohl gestehen, wenn ich's gethan hätte. Waren es die Schüler gewesen; denn es gab unter denselben perfecte Jäger; welche sich vor nichts fürchteten und dem Teufel unter die Nase lachten. Kam ein Befehl derowegen an mich, zur Inquisition mich in Wolfenbüttel zu stellen, dachte aber: wenn Du dahin gehest,

kriegen sie Dich beim Leibe und setzen Dich, daß Du nie wieder loskommst.

Denn die Revierförster waren mir ebenfalls allesammt nicht gut und hießen mich dito einen Wilddieb und eine Canaille. So muß die Unschuld Angst und Noth ausstehen in dieser bösen Welt! —

Blieb also weg und wurde zum zweiten Male citiret; kam ihnen aber auch jetzt nicht. Wie das nicht helfen wollte, citireten sie nach dem Amt Wickensen, blieb ich abermals aus wie das Röhrwasser; bestellten sie mich dann nach dem Amt Forst an der Weser, und ich ließ sie zum vierten Male warten auf mich.

Wie sie sahen, daß sie mich auf diese Weise nicht kriegten, schickte der Amtmann von der Forst seinen Voigt zu meinem Herrn und ließ alle meine Sachen mit Beschlag belegen.

Ich ließ mich weißlich nicht dabei sehen, und lachte mein gnädiger Herr und sagte dem Voigt: „Ich bin dem Menschen nichts mehr schuldig, weiß aber, daß er eine alte Geige und eine Flöte hat, wenn Ihr die haben wollt, so will ich sie Euch mitgeben."

Da ging der Kerl mit Schelten und Fluchen, und dauerte dieses Wesen wohl zwei oder drei Jahre, kostete auch ein Ziemliches, welches aber Alles mein gnädiger Herr austhät und hat es mir nicht angerechnet.

Als der Canzleibote zum letzten Male kam, war

der Herr eben nicht zu Haus, wohl aber ich, und ward ich so wüthend ob all' der Scheererei, daß ich den Befehl unbezahlt zurückgab. Als nun mein Herr nach Haus kam, schüttelte er den Kopf und sagte: „Michel Haas, das hat Er schlimm angefangen, nun wird die Guarde gewiß kommen und ihn vom Hofe holen; nun kann ich ihm nicht weiter helfen. Sehe Er zu, daß Er aus dem Lande und über die Grenze kommt; ich will Ihm ein Schreiben an meine Freunde im Lippe'schen mitgeben."

Riß also aus und kam auf meines Herrn Betrieb zum Dr. Jaster in Lauenstein als ein Informator und Amanuensis. Hier konnte ich die Copialgebühren wohl auf vierundzwanzig Thaler jährlich bringen, denn der Herr mit vielen Prozessen überhäufet war, die ihm alle gut ausschlugen.

Lauenstein ist ein Flecken und ist auch ein Amthaus darin. In diesem Flecken liegt eine lutherische Kirche, „Spiegelberg" genannt, nebst einem Kirchhof, worauf die meisten Leichen aus dem Ort begraben werden. Bei dieser Kirche stehet ein Armenhaus, worin einige alte Weiber wohnen und todtgefüttert werden. Wenn nun Jemand ein Anliegen hat, es mag sein, was es wolle, so gehet derselbe zu den alten Weibern, gibt ihnen Geld oder Flachs, Wachs, Speck, Würste oder dergleichen und offenbart ihnen seine Noth. Nun gehen die alten Weiber in die Kirche, beten eifrig: „O Du großer Gott erhöre rc." und wiederholen das wohl dreimal. Unter diesem

Gebet soll sich nun in den Kirchen etwas eräußern und hören lassen mit Klopfen auf die Stühle; und muß man sich verwundern über die vielen Krücken, so in dieser Kirche stehen. Sollen in den katholischen Zeiten viele Wunder darin geschehen sein, und ist auch die Mutter Gottes in ziemlicher Größe auf dem Altare zu sehen.

Nach diesem war ich auf dem Eichsfelde als Verwalter bei einem adeligen Herrn, der ein Subjectum von wunderlichen Humores war. In der Nacht lag er alle Augenblick im Fenster und schrie: „Diebe, Diebe auf dem Hof! Verwalter heraus, was thut er in dem Bett — sehe Er nach der Scheuer und dem Boden! Diebe! Diebe!“

An einen ruhigen Schlaf war dabei nicht zu denken, und frage ich nun, was machte die Unruhe dieses Herrn!

Responsio: Am Morgen der — Branntewein und Nachmittag der Wein!

Die beiden hatten ihm schön das Gesicht und die Nase mit Rubinen besetzet. Macht ich, daß ich fortkam und gerieth in's Paderborn'sche, wieder auf einen adeligen Hof.

O wehe, hier kam ich an, wie das Schwein in des Juden Haus!

Alles rundumher, mein Herr und sein ganzes Haus war erzkatholisch und durfte ich weder die zwei Kinder informiren noch den Hof verwalten, weil der Herr einen katholischen Verwalter hatte. Konnte also

wieder weiter nichts thun, als mit auf die Jagd gehen. Ich, der Jäger und der Kutscher speisten am Rabentische; man konnte wohl sagen am Rabentische, denn es wurde nicht gebetet, auch der Tisch nicht gedecket und alles Geschirr war hölzern, wurde auch manch liebes Mal nicht ausgewaschen. Die Gemeinen auf dem Hof waren wie die Schweine und hatten sonderliche Naturen an sich.

Hier wäre ich crepiret, wenn es Gott nicht anders geschicket hätte. Es kam aber einmal ein fremder Jäger dahin, dem erzählte ich meine Noth und sagte ihm: ich sei so lange Jahre bei vornehmen Herren gewesen, aber so schlimm wie hier, wäre es mir in meinem ganzen Leben nicht gegangen. Da kam's heraus, daß dieser fremde Jäger eine Stelle wußte als Informator bei einem Patricius zu Oerlinghausen.

Das war mir eine fröhliche Botschaft.

Kam ich auch richtig in meinen vorigen Charakter zurück und speiste mit dem Herrn am Tische. Hier hatte ich gute Tage; aber brach auch ein großer Jammer über mich los, weil hier der liebe Gott mich mit dem malo hypochondriaco heimsuchte. Und wenn ich an diese Krankheit gedenke, so gehet mir ein Grauen über den ganzen Leib; denn dabei kann in der ganzen Welt kein Mensch Einem helfen und Einen trösten. Lief ich in der größten Höllenangst nach Paderborn zu den Jesuiten und meinte durch ihre Vorbitte etwas Linderung zu haben. Sie be-

hielten mich auch einige Tage und tractireten mich recht gut, lagen mich dabei an: ich solle katholisch werden, davon würde sich die große Pein wohl geben. Allein ich antworte: ich hätte nicht im geringsten irgend einen Scrupel an meiner Religion, könne das also nicht und werde es nie thun. Da gaben sie mir einen Brief an einen Dorfpastor, meinten, derselbe sollte mich persuadiren, weil er ein eigen Ingenium dazu habe. Lief ich also mit dem Briefe durchs Land, war der Pastor aber zu allem Glück nicht zu Hause, als ich bei ihm ankam, und übergab ich das Schreiben an seine Haushälterin, ging wieder aus dem Dorf und saß trübselig nieder an einen Zaun, stützete den Kopf auf beide Hände und schluchzete, daß ich beinahe das Herz gebrochen hätte, vor großem Weh und schrecklicher Angst.

Da hörte ich den Trab eines Pferdes daher kommen, regte mich jedoch nicht, bis ich merkete, daß der Reiter mir nahe war und vor mir anhielt.

Schauete ich auf und stand mit einem Satz auf den Beinen; denn auf dem Schecken saß mein guter Freund und Dutzbruder, mit welchem ich studiret hatte auf der Schule zu Detmold, der Sohn von dem Meierhof zu Hündersen, allwo ich, wie ich schon erzählet hab, jede Nacht meinen Principal in den Schlaf singen mußte, und allwo ich das süße Liebchen gefunden hatte, welches nichts von mir wissen wollte, und das ich mit Schmerz verlassen hatte

in der Nacht, wo mein Principal die hospita und das ganze Haus aus den Betten räucherte.

Wie viele, viele Jahre waren seitdem hingegangen, und doch erkannten wir uns sogleich wieder, und mit einem Freudenschrei sprang das Bruderherz von seinem Pferd und fassete mich in die Arme:

„O Michel Haas! Der Michel Haas! Das Häslein! Das Schulmeisterlein!“ schrie er, und ich rief: „O Hans, Hans, wo kommst Du her?“

Er besah mich von dem Kopf bis zu den Füßen und schüttelte das Haupt. Griff mich an der Hand und sprach: „Nun gehe Du mit mir; denn ich freue mich, daß ich Dich gefunden habe.“ So ging er neben mir, und ich folgete ihm wie im Traum, und der Schecke ging langsam am Zügel nach. So führte er mich gen Stapelage, wo er auf einen Hof gefreiet hatte.

Ach da mochten vergebens unterwegs die Vöglein in den Bäumen und Büschen lustig ihre Stimmen erschallen lassen, jeglich Geschöpf, so Gott erschaffen hat auf Erden, fröhlich sein: mir war Alles schwarz verhänget, wie eine Todtenkammer, in welcher ich umging und keinen Ausweg finden konnt.

„Wohnet nicht weit von uns ein berühmter Nachweiser und Krystallengucker, den sollst Du fragen,“ sagte mein Freund, „Der hat schon Vielen geholfen!“

So sprach er mir auf alle Weise Muth ein, und tröstete mich, so gut er es vermochte.

Als wir uns aber seinem Heimwesen näherten, wurde er stiller und immer stiller und ließ das Maul immer mehr hängen. Ich sagte ihm das auch; aber er wollte nichts davon wissen. Erfuhr ich bald genug, was ihm auf der Seele lag.

Als wir dem Gehöft zu Stapelage nahe kamen, da vernahm ich ein groß Geschrei, wie von zwei bösen Weibern, welche sich in den Haaren liegen und die Augen auskratzen. Und war es auch richtig damit.

Mitten auf dem Hof standen zwei Frauen, die eine hager und dürr, die andere kugelrund; hatten die Arme in die Seite gestemmt und fauchten einander an, gleich zwei giftigen Katzen.

Kratzte sich mein Freund bedenklich hinter dem Ohre und seufzete aus tiefem Herzen:

„Ach Gott, sie sind wieder dran! Ach du lieber Himmel!"

Wir standen hinter dem Zaun und sahen dem Wesen zu und höreten, wie es hinüber und herüber ging, — ein Ekelname immer schlimmer als der andere. War es mir dabei, als müsse ich die Dicke kennen und sann hin und her, wer es wohl sein möge; bis der Bruder schrie:

„Jetzt — na ja — nun haben sie sich wieder! Frau! Anna Marie! Wollt Ihr aus einander!"

„Anna Marie?!" rief ich, und schlug die Hände über dem Kopf zusammen und wußte in diesem Au=

genblick nichts mehr von meinem malo hypochondriaco.

Sie war es! Ach Du lieber Gott; — sie war es wirklich! Und ich schüttelte mich und sprang meinem Dutzbruder nach, zwischen die beiden Furien, die sich eben beim Halse genommen hatten und sich über den Hof zogen, daß alles Gethier: Hühner, Gänse, Enten, Schweine, Hunde und Katzen schreiend nach allen vier Weltgegenden hin Reißaus nahmen. Ich fassete die Dicke und der Freund die Hagere. So zogen wir sie von einander. Ach Du heiliger Gott, da siehet man recht, was es mit den Weibern und der Liebe zu einer schönen Jungfrau ist! Da siehet man recht, was aus der Schönheit, und Sanftmuth und Stillheit werden kann mit den Jahren!

Was für Augen machte mein früherer Schatz, als ihr gesagt wurde, wer ich sei. Sie schien mich gar nicht ungern zu sehen und erzählte mir: sie sei eine junge Wittwe, und hatte viel zu schwatzen von den alten Zeiten. — Ja, ja, die alten Zeiten! Jetzt hätt' ich mir nicht mehr um sie die Augen aus dem Kopf geheult und die Haare ausgerauft. Ich ging fürsichtig um sie herum, wenn sie mir in die Nähe kam, und sie kam öfter in meine Nähe als mir lieb war und ich aushalten konnte.

Der Freund hätte sie gern vom Hof gehabt auf die gute Manier, und that Alles, damit er uns zusammenbrächte; sagte auch, es sei gar kein übel

Weiblein in ihren guten Stunden, und sehr gut gegen die Hypochondrie; — sie habe dazu auch ein artig Geld und Gut und wisse zu kochen, zu braten und zu backen, wie es nur das Herz verlange. Aber ich wollte nicht dran, und so ließ er mich und fügte sich seufzend drein, daß er sie neben seinem Hausdrachen behielt. Und als die Doctores, die ich fragte, sagten, gegen meine häßliche Krankheit könne nichts helfen, als der berühmte Brunn zu Pyrmont, so lieh er mir aus alter Freundschaft, ohne daß sein Weib es merkte, eine Pistolette und fragte mich: ob ich damit wohl auskommen könne zu Pyrmont?

Respondebam: „Ja!" nahm Abschied, reisete ab, und brauchte drei Wochen lang die Cur und das Bad und wurde allmälig besser, aber nicht ganz gesund.

Diese gefährliche Krankheit zu beschreiben, ist kein Mensch im Stande; denn sie gehet vom Leben zum Tode, wenn man sich nicht fest an Gott hält und seine gethane Sünde herzlich beichtet und bereuet, wie David, Manasses, Jeremias 2c. auch gethan haben. Ohne Gottes Beistand kann sie kein Mensch ein Jahr lang aushalten. Der gelehrten Leute gibt es viele, die damit behaftet sind, und haben sich auch Manche selbsten um's Leben gebracht.

Gott behüte uns dafür, denn es ist eine böse Anfechtung des Teufels.

O Du lieber Gott im Himmel, nimm Dich doch aller schwermüthigen und angefochtenen Leute an

und richte ihr blödes und zaghaftes Herze auf. Wische ihre Thränen ab und ergötze ihre Seelen und stehe immer bei dem armen menschlichen Geschlecht! —

Mit erleichtertem Herzen fuhr ich wieder aus in die Welt und kam zum Lieutenant Schmidt, der ein Freigut hatte mitten in der Senne und der Wildniß; wo man nichts als wilde Pferde und Wild zu schauen bekam, wo die Menschen gar selten waren. Das war ein Oertlein für mich und mein krank Gemüthe!

Die Senne erstreckt sich weit umher, und die gemeinen Bauern, so darinnen wohnen, leben einzeln — bald hie, bald da — haben oft gar keine Stuben, sondern liegen beim freien Feuer und sehen aus wie die Tartarn, deren sich auch viele bei ihnen aufhalten.

Immen gibt es genug allda, und summet und brummet die ganze Heide von ihnen, wenn sie in der rothen Blüthe stehet. Oft wird ein weiter Landstrich in Brand gestecket, der Futterheide wegen, die dann frisch wieder ausschläget. Wehet bei solchem Feuer der Wind, so hat man den Heerrauch, und ist der Lippe'sche Wald dieser Feuer wegen mit einem tiefen breiten Graben umzogen. Vor dem Wald liegen die Wildwächter, welche danach sehen müssen, daß das Wild und die Pferde nicht über die Grenze gehen, weil sie sonst von den Paderborn'schen weggeschnappt werden. —

Wie ich nun eine lange Zeit an diesem Ort gewesen war, däuchte es mir unmöglich, länger in der Einöde und Wildniß es auszuhalten; denn wenn ich ein Vögelchen singen hört', klang's mir immer in's Ohr: „Ach, wie kommst Du hier her? Michel Haas, wie, wie, wie kommst Du hierher? Michel, Michel, mach' Michel, daß Du fort kommst, Michel!“

Zog also von dannen, wieder unter die Menschen und kam in die neue Mühle bei Markoldendorf, wo ich vier Söhne zu informiren bekam. Hatte allda der Mühlen- und Biergäste wegen genug Zeitvertreib; denn die Schenke war erst eingerichtet, und das alte Sprichwort: In neue Nester legen gern die Hühner, — traf hier wieder ein. Da ich keine eigene Stube zum Informiren hatte und kein Sonntag kam, wo nicht Musikanten allhier aufwarteten, so wurde mir diese Unruhe zuviel. Ging derowegen nach Eschershausen zum Herrn Gerichtsschultheis Laurentius, welcher mich recht gut kannte und mich auch annahm als Präceptor seiner Kinder; und durch seine gute Recommendation kam ich dann nach Esbeck an der Leine zum gewesenen Hüttenmeister Herrn Schottelius; allwo ich noch bis dato bin. — — — — — — — —

So habe ich nun mein Leben in der Fremde hiemit beschrieben, und das nicht mit kitzelndem Herzen und lachendem Munde; sondern eingedenk der Sünden, so ich in meiner Jugend gethan. Mein Vater ist todt, meine Mutter ist todt, alle meine

Geschwister sind todt, bis auf einen Bruder, von dem Niemand weiß, wo er geblieben.

Es möchte wohl Jemand gedenken, ich sei ein Landläufer gewesen, weil ich so viele Herren gehabt; aber man richte nicht sogleich, und ein Jeder, der wohl steht, sehe zu, daß er nicht falle! Bin nun allgemach hoch in die Jahre gekommen und danke meinem Gott, daß er mich bis hierher hat kommen lassen und mich nicht weggenommen hat in der Jugend oder in der Hälfte meiner Jahre, und so gilt, in spem beatae resurrectionis, bis heute noch das Verslein der frommen Frau Herzogin Elisabetha Juliana:

Alles hat ja seine Zeit;
  Freud' und Leid.
Gut Gewitter, böse Stunden
Werden wechselweis erfunden.
Dennoch geht es, wie Gott will,
  Halte still!

Wer kann es wenden?

Eine Phantasie in fünf Bruchstücken.

Das erste Bruchstück.

O welche Nacht! Dunkel und doch sternenvoll — unsäglich köstlich in ihrer duftenden, murmelnden, rauschenden Frische, nach dem heißen sengenden Tage. Es gleitet der schwarze Fluß in die Nacht hinein, dem Norden zu, wo auf dem Horizont ein fahles Leuchten liegt, einer Feuersbrunst gleich, und doch nicht eine Feuersbrunst; sondern nur der glühende Athem einer großen Stadt.

Das Schilf säuselt am Ufer; von Zeit zu Zeit schnellt ein Fisch über die Wasserfläche empor, oder eine unterwaschene Erdscholle rutscht und schlägt klatschend herab. Ist das wirklich Wasser, was da vorbeigleitet; oder ist es giftige schwarze Lava, die irgendwo im Süden aus der Erde quoll?

Taucht die Hand hinein. Es ist kühl, es tröpfelt, es blitzt auch ein wenig — man weiß nicht recht in welchem Licht — es ist Wasser!

Nun denkt Euch, wir löſten einen Kahn ab von jener alten Weide, und ſetzten uns, und zögen die Ruder ein, richteten die Augen auf jenen Schein im Norden, und ließen uns hinabtreiben ihm entgegen, — anfangs langſam, dann ſchneller und immer ſchneller, der Zaubermuſchel gleich, in welcher das Märchen ſeine Kinder den Strom des Lebens hinabführt.

Hinter uns liegt ſchon der hohle, dickköpfige Weidenbaum mit ſeinem zerzauſten Haarwuchs, hinter uns liegt die Ecke des Kiefernwaldes. Schneller! ſchneller!

Ein ſchlafendes Dorf — ein einſamer Wandrer mit einer Laterne auf einem Feldwege — eine Windmühle mit ruhenden Flügeln — wieder ein Gehöft, diesmal zur linken Seite — ein bellender Hund — eine ſchlagende Glocke — eine Fabrik mit hohem Schornſtein! Vorüber! vorüber!

Noch einmal weit in's Land hinein leiſe nickende Kornfelder, duftende Wieſen voll ſchlummernder Schmetterlinge und Vögel und aufſpringender Blüthenknospen — o noch einmal einen friſchen Athemzug! — Vorüber! vorüber!

Abermals eine Biegung — näher und heller und heißer der Athem des Ungeheures Stadt — der zuſammengedrängten Hunderttauſende.

Unter einer Eiſenbahnbrücke durch, über welche und unſere Köpfe fort eben das raſſelnde keuchende

Ungethüm mit den feurigen Augen saust. — Vorüber! vorüber!

Nun allmäliges Aneinanderrücken der Menschenwohnungen — Fabriken, deren Herdfeuer nie ganz erlischt — phantastische Maschinen und Gerüste schwärzer gegen den schwarzen Nachthimmel sich abmalend — Schutthaufen, Trümmerhaufen, wie von einer zerstörten Stadt, und doch nur Zeichen einer lebendigst sich dehnenden! Jetzt lange, unbeholfene Kähne: Holzkähne, Kohlenkähne, Apfelkähne; — Schornstein an Schornstein — weite bethürmte Gefängnisse, Casernen, Bahnhöfe — Reihen niedriger Häuser, welche allmälig immer höher und gewaltiger werden — Häusermassen — Gaslichter in langen glänzenden Reihen die Flußufer entlang — Brücken, Paläste, Kirchen — — Hinein, hinein aus der stillen, friedlichen, wonnigen Sommernacht, hinein in diese große, große Stadt, — hinein in diese Geschichte!

— — — — — — — — — — — — — —

Röschen Wolke war todt, und Heinrich Knispel wachte an ihrem Sarge, die alte Marianne saß, mit der Schürze vor dem Gesicht, am Herde, dessen Feuer erloschen war; der Lieutenant war gegangen, die schwarzbemäntelten Träger zu bestellen, und Felix van Hellen war fort in die weite Welt, — Niemand wußte, wo er war.

Nun will ich Euch erzählen von Röschen und Heinrich und den Andern! Von Heinrich Knispel aber will Euch zuerst erzählen. —

Das erste Licht, welches auf ihn und seine Geschichte fiel, war ein sehr trübes und drang durch ein halberblindetes Kellerfenster in einer der engsten, dunkelsten, menschenwimmelndsten Gassen der Stadt, wo dem schreienden, dickköpfigen Geschöpf — Heinrich Friedrich Karl Knispel — die erste Lagerstatt in einem alten, dienstunfähigen Marktkorb zugerichtet war.

Von den Todten und den Leuten, welche man nicht kennt, soll man, einem alten Wort zufolge, Nichts als Gutes sprechen: von den Ersteren aus Rücksicht, von den Letzteren aus Vorsicht. Da Knispel's Vater zu den Letzteren, und höchst wahrscheinlich auch zu den Ersteren gehört, so will ich wenigstens einen Mittelweg einschlagen und gar nicht von ihm reden und schreiben, zumal da eine dunkle Seite der Weltgeschichte gewiß nicht dadurch weiter erhellt werden würde.

„Die Mutter ist immer bekannt!" sagt das Corpus juris; ich kann Gutes von ihr sagen und außerdem hinzufügen, daß sie bis zu ihrem Tode eine geborene Knispel blieb, es zu einem hohen Alter brachte, und sich in ihren letzten zwanzig Lebensjahren durch einen nahrhaften Handel mit den primitivsten Bedürfnissen der menschlichen Existenz: Brot, Butter, Milch, Käse und Schwefelfaden, erhielt.

Wie viel kommt doch in diesem Erdenleben auf die Wiege an, in welcher man einst gelegen hat! Heinrich Knispel erfuhr das.

Es war gar kein übles Lager für den „Balg",

wie ihn seine Mutter gewöhnlich titulirte; — warm, weich, geräumig, ganz zum Gliederstrecken und -recken gemacht, und ganz vortrefflich geeignet, von früh an mit der größten Bequemlichkeit, einen reichen Schatz von Erfahrungen aller Art zu sammeln.

Schien die Sonne, und war's nicht grade harter Winter, so wurde besagter Marktkorb am Henkel gefaßt und mit seinem Bewohner die Treppe hinauf an's Licht des Tages getragen, dicht an die Hauswand niedergesetzt und der öffentlichen Ehrlichkeit anvertraut. Welch' ein Platz, um Beobachtungen über alle socialen Verhältnisse anzustellen! Aber auch, was für ein gefährlicher Platz!

Ein Gewitter bricht herein. Es donnert und blitzt. Der Regen rauscht in Strömen nieder. Alle Dachrinnen plätschern, alle Rinnsteine quellen über!

„Himmel, der Junge ist vergessen! Jesus, wo ist der Junge? Geschwind der Junge herein!"

Ist er fortgespült? Ist er bereits in einen der unheimlichen Abzugscanäle hinabgeschwemmt? Haben ihn die Ratten schon?

Nein, — er ist gerettet. Polizeimann Maulmann schleppt ihn eben, halbertränkt, in den Keller hinab; Polizeimann Maulmann hält der Madame Knispel eine gewaltige Rede; Polizeimann Maulmann zieht gewaltig den Kürzern in der darauf folgenden Disputation. —

Wie viele Hunde beriechen den Korb des jungen Weltbürgers, um darauf ihr Mißfallen, ihre Ver-

achtung auf unzweideutigste Weise kundzugeben?! Wie viel Straßenjungen kitzeln den armen Kleinen mit Strohhalmen unter die Nase, oder treiben ihren Spaß auf andere Weise mit ihm?! Wie viel schlechte und gute Witze werden von den Vorübergehenden über Korb und Kind gemacht?!

Ist es nicht Thatsache, daß die Mutter Knispel zu ihrem Graus entdeckte, daß ein speculatives altes Weib denselben Korb und dasselbe Kind zu einer Appellation an die Barmherzigkeit und das Mitleid eines hohen Adels und verehrungswürdigsten Publicums machte; indem es, allen Polizeiordnungen entgegen, daneben niederkauerte und mit einem Blick auf die kleine offene Hand des Kindes, die eigene schwarze, knöcherne Pfote ebenfalls offen hinstreckte?!

Ja, soll nicht sogar einmal der teuflische Anschlag gemacht worden sein, den Korb sammt dem Vogel zu stehlen und letzteren zu den furchtbarsten, geheimnißvollsten Zwecken zu verwenden?! — —

Die Mama Knispel war jedoch eine resolute Frau, die, wenn irgend eine Gefahr am Straßenhorizont aufstieg, und sie nicht grade allzusehr im Dunkeln beschäftigt war, mit lautem Kriegsgeschrei aus der Kellerthür aufstieg, den Korb ergriff und mit ihm blitzschnell wieder verschwand. Und eine gute Mutter war sie auch, ließ ihren Sprößling wahrhaftig nicht verhungern, sondern zog ihn, zwischen Püffen und Knüffen und andern Lieb-

kosungen, die jedes andere Kind vernichtet hätten, zu dem dicksten Bengel heran, welcher jemals, seit Erschaffung der Welt, in einem Marktkorbe lag.

Der Junge gedieh nach Möglichkeit, gab schon frühzeitig Zeichen eines etwas irrlichtartigen Geistes kund, bis es ihm eines Morgens, im schönsten Sonnenschein, von welchem je ein Dichter ein großes Ereigniß hat beleuchten lassen, gelang, durch eine gut berechnete Bewegung seinen Korb umzuwerfen und sich mit Kissen, Decken und Milchnäpfen fast bis in die Mitte des Sauregurkengäßchens zu rollen. Durch ein ungeheuerliches Geheul machte er diese That der Welt bekannt und blieb, mit Händen und Füßen strampelnd, liegen; bis seine Mutter herausstürzte, ihn aufhob, den Korb mit einem Fußtritte vor sich her hinabschleuderte in den Keller, und ihm, mit ihrem jungen Knispel auf der Schulter, lachend und brummend nachfolgte.

Hiermit endete der erste Lebensabschnitt Heinrich's; denn nach solcher Emancipation war der Korb eine Unmöglichkeit und sah zu solchem Zweck das Tageslicht nicht wieder. Eine kurze Zeit noch fristete er durch Mehlschmuggel und Hintergehung der hochlöblichen Mahl- und Schlachtsteuereinnahmen ein kümmerliches Dasein, bis er zuletzt, lebenssatt, in den Flammen einen schönen Tod starb, ohne sich jedoch wie ein Phönix darin zu verjüngen. Holzasche ward aus ihm, wie aus dem Menschen Pottasche

wird, nach des alten Professors Blumenbach berühmten Kathederausspruch.

Die nächste Lebensperiode Heinrich Knispel's war ein dämmerhaftes Gemisch von Treppheraufkriechen und Treppherunterrollen, ein intensives Streben, durch eigene Kraft hinauf in die frische Luft und die Freiheit des Sauregurkengäßchens zu gelangen: Auch das brachte er fertig!

Eines Tages war er auf der höchsten Stufe der Treppe angekommen und polterte — nicht wieder herunter, sondern kroch mit freudeglänzenden Augen an den nächsten Rinnstein, wo er sogleich seinem Zeitvertreib harmlos sich hingab, bis das Vergnügen in eine Tracht Prügel und somit in ein unerquickliches Ende auslief. Einen großen Gedanken brachte aber der Junge von diesem, seinem ersten selbständigen Ausfluge in seine mütterliche Behausung mit herunter, den Gedanken, daß Keller und Gasse, Sclaverei und Freiheit etwas von einander sehr Verschiedenes seien, und daß der Mensch eigentlich für das letztere, für Gasse und Freiheit bestimmt sei und nicht für Keller und Sclaverei.

Heinrich Knispel hatte seinen Beruf erkannt!

Es war ein schöner, ein edler Beruf, — welchem man sich, wie Millionen und aber Millionen von Beispielen beweisen, bis zur äußersten Grenze menschlichen Willens und Wollens hingeben kann, — ein Beruf, dem sich alle Mitglieder unseres erdgebornen Geschlechts, die Weisesten und Klügsten vielleicht am

häufigsten, widmen, — es war der Beruf — dumme Streiche zu machen! . . .

Der erste dumme Streich, welchen Heinrich Knispel machte, war der, daß er seiner Mutter zu entlaufen strebte, ein Versuch, welcher von den übelsten Folgen für ihn war; denn Leonore Knispel verstand in den meisten Dingen dieses Lebens keinen Spaß, und solches pietätloses Gebahren, wie das ihres Söhnleins, ging ihr mit Recht über allen Spaß. Im siebenten Jahre seines Erdendaseins war es, wo Heinrich die vollgiltigsten Beweise davon erhielt und sich zu Gemüthe zog.

In der Armenschule seines Bezirks lernte der Bursche nothdürftig Lesen und Schreiben und überdies von seinen Mitschülern mancherlei andere Dinge, welche nicht auf dem Lehrplane standen. Was ging es Knispel's Mitschülern an, daß es ein Ministerium des Cultus gab, welchem sie in's Handwerk pfuschten.

Während dieser schönen Zeit war Heinich Knispel ein so schmierig-zerrissenes Exemplar der Gattung Straßenjunge, als es sich eine elegante junge Dame, von Meisterhand gezeichnet, auf ein Blatt ihres Albums wünschen konnte. Aber der Kern dieses Murillo in natura war gut; Knispel mordete nicht, brach nicht die Ehe und bestahl nur ein ganz klein wenig seiner Mutter Obstvorräthe. Er bekam Prügel genug und Essen genug, und konnte so viel frische Luft schnappen, als ihm die Sauregurkengasse und ihre Um-

gebung zukommen ließ. — Heinrich Knispel war Einer der Glücklichen dieser Welt, zumal da er nicht darüber nachdachte, sondern lieber in den Rinnsteinen wühlte, Mühlen und Dämme baute und die Nachbarn und Nachbarinnen ärgerte.

Mit vollendetem vierzehnten Lebensjahre trat der jugendliche Taugenichts in die große von Bruder- und Schwesterliebe überfließende Gemeinschaft der Christen und trug bei dieser feierlichen Gelegenheit einen auf dem Trödelmarkt gekauften Frack, welcher ihm freilich bedeutend zu weit, dafür aber auch, was die Schwänze anbetraf, bedeutend zu lang war. Sein Haupt zierte ein hoher Hut, welchen er recht gut mit einem zweiten jungen Katechumenen hätte theilen können. Er fühlte sich auch sehr unbehaglich in diesen Symbolen erlangter Männlichkeit und Selbständigkeit, und verkaufte sie sofort am folgenden Tage um ein Billiges.

Das schlug aber der mütterlichen Liebe beinahe den Boden aus; wenigstens war die nächste Folge davon, daß Heinrich mit seiner Erzeugerin ein sehr ernsthaftes Gespräch hatte, von welchem wiederum die Folge war, daß der verlorene Sohn sein väterliches Erbe, das in Garnichts bestand und seine mütterliche Aussteuer, welche aus drei neuen Hemden, drei Paar Strümpfen, einem Kamm und verschiedenen andern unnöthigen Kleinigkeiten zusammengesetzt war, in ein buntes Taschentuch mit dem Bildniß des alten Fritz packte; ein Papier mit zwei Käsen

und einem Häring, eine alte Brieftasche mit seinem Geburtsschein, Taufschein, Impfschein und Confirmationsschein in die Rocktaschen schob, — so ausgerüstet die Kellertreppe hinaufstieg, um sein Glück allein in der Welt zu versuchen und sobald als möglich am Galgen zu enden, wie seine Mama, mit dem Zipfel ihrer blauen Cattunschürze am rechten Augenwinkel, ihn fest versicherte.

Das für Frack und Hut gelöste Geld hatte der gute Sohn freilich nicht herausgegeben, wohl aber zerdrückte auch er zwei Thränen der Wehmuth in den Augen. Er wies jedoch später diesen Ausdruck tief menschlichen Gefühles als eine Fabel und bodenlose Verleumdung von sich ab und behauptete stets, diese Thränen seien nicht in Folge geistiger, sondern körperlicher Aufregung entstanden, denn die Mutter habe bei ihrer Abschiedsumarmung einen solchen Ruck an seinen Nackenhaaren gethan, daß er den Mann wohl sehen möchte, welchem an seiner — Knispel's Stelle nicht zu Muthe gewesen wäre, als röche er an die schärfste Zwiebel.

Wir sind nicht befugt, das zu glauben! Heinrich Knispel war ein Humorist, welcher seine eigenen Seelenschönheiten so viel als möglich versteckte, und sie in seltenen Momenten höchstens nur ahnen ließ. —

„Gut," sagte er, „da sind wir! Da ist das Hühnchen ausgekrochen."

Noch einen letzten Blick warf er hinab in das

dunkle Gewölbe, wo er den Traum der Kinderjahre geträumt hatte.

„Das war stark! . . . na, möge es der Alten gut gehen; — sie war freilich schlimm genug und zog keine Glaceehandschuhe an, wenn sie Einem was zu — sagen hatte; aber — — ach was — — 'n Abend, Mutter! Lebe Sie wohl, und halte Sie Ihr Versprechen von wegen der Victualien jeden Sonnabend, auf daß es Ihr wohlgehe, und Sie lange lebe auf Erden."

„Adje, Heinrich! — Mach's gut; brauchst nur vorzugucken; verhungern sollst Du nicht, wenn Du auch ein Erzschlingel und Taugenichts bist."

Bis der Sohn in einem kleinen Trabe hinter der nächsten Straßenecke verschwunden war, blickte ihm das mütterliche Auge nach. Dann tauchte die riesige, buntbebänderte Haube der wackern Frau nieder, um in dieser Geschichte nicht wieder zum Vorschein zu kommen. — — — —

Unmöglich ist es uns, Herrn Heinrich Knispel von jetzt an auf allen seinen Irrfahrten zu begleiten. Sie laufen allzusehr im Zickzack und würden uns vielleicht auch auf manches allzu schlüpfrige Terrain führen, auf welchem unsere Feder ausgleiten und den leider Gottes an ihr befestigten Schreiber Dieses mit sich hinabreißen könnte in den schauderhaften Abgrund öffentlicher Mißliebigkeit.

Hüten wir uns daher wohl, Jakob, und lassen wir den Burschen erst in einem Zeitpunkt wieder

erscheinen, wo er der Staatsmoral und der Moral des „sichern Bürgers", sowie auch der Irritabilität der holden Bürgerin gegenüber auf unserm Versenkungsapparat emporschnellen kann, wenn nicht rein, so doch wenigstens gesäubert und gewaschen von mancherlei Dingen, welche ein Leben, wie das seinige, nothwendiger Weise ihm anhängen mußte. —

Ja, Röschen Wolke ist todt und Felix war in der weiten Welt, und Heinrich Knispel wachte allein an Röschen's Sarge.

Nun will ich Euch erzählen von Röschen Wolke!

Im Zaubergarten glänzen die bunten Lampen; es drängt sich das Volk vor der hellerleuchteten Eingangsthür und durch die Gartengänge. Rauschende Musik, Lachen und Jubel ertönt aus dem Sommertheater: es wird eine neue Localposse gegeben, und der Schauspieler Emil Wolke ist ein großer Liebling des Publicums, welches den Zaubergarten besucht.

Von Zeit zu Zeit hört man über all' den harmonischen und unharmonischen Lärm ein lauteres Wort der Darsteller — die Baßstimme des edeln Vaters oder den kreischenden Discant der ersten Liebhaberin, worauf dann gewöhnlich ein unendliches Getöse, Hurrahgeschrei und Gebrüll erfolgt: „Bravo! heraus! Da Capo! bravo! bravo!"

Der Jasmin und der spanische Holunder stehen in Blüthe und bilden duftige Lauben und Verstecke. Liebespaare und Anderes wandelt hier und kann sich

hier verbergen. Schaaren junger Leute drängen sich daran vorüber; — Gelächter aller Art — o wie lacht die Welt doch so verschieden! — erschallt überall. Kinder jagen einander im Spiel, der Springbrunnen spielt lustig mit der Messingkugel, welche in seinem Strahl auf und nieder tanzt; es wird aus Bolzenbüchsen nach dem Herzen der Regimentstochter oder nach dem Apfel auf dem Haupte von Tell junior geschossen.

Hinter dem bretternen Theater, tief im Schatten eines dichten Fliedergebüsches, in welches nur ein unbestimmtes Leuchten der Gasflammen und buntfarbigen italienischen Laternen fällt, sitzt eine Frau, an welche sich ein Kind — ein kleines Mädchen von zwölf Jahren schmiegt. Ein junger Bursche, wohl sechzehnjährig, im gelben Sommeranzug lehnt daneben.

Wenn ein vollerer Lichtstrahl auf diese stille Gruppe inmitten des Getöses fiele, so könntet Ihr sehen, wie bleich das abgehärmte Gesicht der Frau war, wie müde das Auge, wie unheimlich es zuckte über die feinen Züge. O, schwiege doch nur einen Augenblick die Trompete, der Brummbaß und die Hoboe, so könntet Ihr vernehmen, wie schwer und mühsam der Athem der Frau war, so könntet Ihr Seufzer hören und unterdrücktes Schluchzen.

Aber Glockenspiel, Trompete und Brummbaß lassen sich nicht irren! — Horch, die Stimme hinter der dünnen Bretterwand, welche die geschminkte, ölgetränkte

Welt der possenhaften Ausgelassenheit von der Welt der Wirklichkeit trennt! Warum zuckt die bleiche Frau zusammen? —

Wie das Publicum wiehert und brüllt:
„Wolke! Wolke! Wolke heraus!"
Händeklatschen und wahnsinniges Fußgestampf:
„Bravo! bravo! bravo, Wolke!"

Das schlaftrunkene Kind erhebt sein müdes Köpfchen: „Sie rufen den Papa!" Die Mutter zieht es fester an sich und spricht ihm leise zu und drückt es wieder an sich; unruhig rückt der junge Bursche auf seinem Platze hin und her.

Immer lauter wird die Stimme auf der Bühne; immer stärker duften die Fliederbüsche rund umher. Ach, nicht sie sind es, welche die Frau betäuben, Kopf und Herz ihr schwindeln machen: die Stimme ist es! die Stimme auf der Bühne!

Das Geschrei und Gelächter der Menge war Schuld daran!

O Geduld, Hermine Wolke! Nur noch eine kurze Zeit Geduld, und die Posse ist aus — aus, aus. Es neigt sich zu Ende, Hermine! Drücke Dein Kind nicht so fest an Dich — die Wasser steigen, und vergebens klammerst Du Dich an dieses junge Leben, welches Du in die Welt geboren hast. Los die Hände, arme Hermine, arme Mutter! Noch eine Woge Dir über das Haupt, noch ein Schmerzerzittern, und Alles ist vorüber — vorüber! ... Alles ist gut und das Trauerspiel des Lebens, welches die Stimme da auf

der Bühne für eine Posse ausgeben möchte, ist zu Ende! — — —

Und rascher und heiserer wird die Stimme auf der Bühne:

„Bravo, bravo; Wolke heraus, heraus!“

Emil Wolke, noch einmal trittst Du vor an die Lampen, die Arme auf die Brust gekreuzt, dreimal Dich verbeugend; — der Vorhang fällt. Weißt Du gewiß, Emil Wolke, daß es eine Posse war, was Du da spieltest, Emil Wolke?

„Es ist aus,“ sagt der erbsengelbe Jüngling zu der kranken Frau, welche sich erhebt. „Bleiben Sie ruhig sitzen; ich will gehen, ihn zu holen.“ -

Die Frau versucht zu lächeln und nickt. Eilfertig springt Heinrich Knispel davon, den Schauspieler zu ertappen, ehe er zu einem der Schenkstände gelangt, von wo er nicht so leicht zu entführen sein würde. Er erwischt ihn auch richtig und ergreift ihn am Schooß seines weißen Sommerrockes.

„Holla, Herr Wolke?“

„Sieh da, der Musikant. Meine Frau auch da, Knispel?“

Heinrich deutet über die Schulter: „Sie sitzt mit dem Kind und wartet auf Sie, Principal.“

„Gleich, gleich -- komme gleich.“

„O Herr Wolke, wenn Sie doch jetzt mitkommen wollten?! Röschen —“

„Jawohl, jawohl; ich komme im Augenblick.“ Und er warf dabei seitwärts verlangende Blicke.

„Ach, Principal, Röschen wartet —“

„Geh' zum Teufel, ich komme gleich!“ schreit Wolke mit dem Fuß aufstampfend. „Hat man denn keine Minute Ruhe?“

Fort ist er von Knispel's Seite; dieser ballt die Faust in der Tasche und nimmt die Mütze ab, als ob es ihm zu heiß werde. Dann seufzt er tief und zieht die Achseln in die Höhe:

„Hab's mir wohl gedacht — arme Frau!“

Wehmüthig, scheu schleicht er zurück und denkt nach über eine kleine Nothlüge, welche ihm aber auf dem kurzen Wege durchaus nicht einfällt; wie sehr er sich auch den Kopf reibt.

Stumm sitzt er nieder an Hermine's Seite, wühlt verlegen in seinen Taschen und macht zuletzt seinem Kummer dadurch ein wenig Luft, daß er ein Joujou hervorzieht und dasselbe in einem Mondstrahl auf- und abschnurren läßt. Die Frau fragt nicht, sondern senkt nur das Haupt resignirt ein wenig tiefer.

„Nun will ich hingehen!“ sagt Röschen, und ehe die Mutter die Hand ausstrecken kann, das Kind zurückzuhalten, ist es leichtfüßig davongeeilt.

„Heinrich,“ sagt die kranke Frau kaum hörbar, „Heinrich, versprich mir Etwas.“

„Alles, Alles, Frau Hermine!“

„Bleibe ihm zur Seite — meines Kindes wegen — wenn ich todt bin.“

„O Frau ... Frau —“

„Willst Du das mir versprechen, mein guter

Junge? Willst Du Dich meines Kindes annehmen, wie Du kannst?"

„Ich will," schluchzt Heinrich Knispel. „Ich will Alles, was Sie wollen — o Gott! sprechen Sie doch nicht so!"

Hermine Wolke greift nach seiner Hand und drückt sie mit ihrer fieberhaft heißen: „Dank, Dank, Heinrich! Sei treu und gut, so kannst Du Dir das Himmelreich verdienen an dem, was Du für mich und mein Kind thust, wenn ich nicht mehr bin. . . . Da kommt er!"

Und er kam, geführt von seiner Tochter. O wie schwankend war sein Gang, wie verglast sein Auge!

Er wagte es, sich auf den Arm zu stützen, welchen ihm sein Weib bot. Sie, die Sterbende, führte ihn den langen Weg, der ärmlichen Wohnung zu, und Heinrich Knispel ging langsam mit dem Röschen, Hand in Hand hinter den beiden Gatten her; er, welcher in Emil das größte Genie, in Hermine das Ideal κατ' ἐξοχήν verehrte. —

Das andere Bruchstück.

Wenn der große Strom eingegangen ist in die große Stadt, bleibt er nicht lange so rein und schön, wie wir ihn draußen kennen zwischen Berg und Wald, Wiese und Ackerfeld. Was der Mensch ergreift zu seinem Gebrauch und Nutzen, dem drückt er nur all=

zu leicht den Stempel der Häßlichkeit, der Entweihung auf.

Da zweigt sich ein unheimlicher Seitencanal ab vom Hauptarm und verliert sich in eine dunkle Gasse, gebildet von himmelhohen Gebäuden, engen Höfen, Pfählen, Füllplätzen, Färbergestellen. Ein faules elektrisches Leuchten spielt hie und da auf der breiartigen Fluth, ein Duft von Moder, Verwesung und Tod erfüllt die Luft; und doch liegt die Sommernacht so wonnig, unschuldig und schön über der Welt, und die Sterne glimmern und flimmern über den phantastischen Schornsteinen und dem zerbröckelnden Mauerwerke, wie sie draußen auf die stillen Wälder und Wiesen herablächelten.

In dem höchsten Stockwerk eines der Gebäude, welche an den Canal stoßen, leuchtete schwach ein Licht durch zwei Fenster, welche durch keinen Vorhang verhüllt waren. Das Lämpchen, welches den schwachen Schein gab, stand inmitten eines öden, leeren Gemaches auf einem wackelnden Tisch, an welchem zwei Männer saßen.

Wüst und leer war das Zimmer!

Die Wände, einst mit weißem Kalk übertüncht, hatten längst ihre natürliche Lehmfarbe wiedergewonnen. Der Gips des Fußbodens war geborsten, das Aussehen der wenigen Geräthschaften kündete lange, lange Dienste an bei den verschiedensten Besitzern. Ein zerborstener Spiegel und eine colorirte Lithograhie, Seidelmann als Mephistopheles dar=

stellend, bildeten den ganzen Schmuck der Ausstattung. Ein schlechtes Bett stand in einem Winkel, und eine verschlossene Thür führte in eine kleine Kammer.

Wenden wir uns jetzt zu den beiden Männern, vor denen auf dem Tische die qualmende Lampe neben einer halbgeleerten Flasche stand!

Da ist zuerst der Hagere, welcher das Kinn auf die abgemagerte Hand stützt und stier in die Flammen des Lichtes blickt. Er ist mit einem abgeschabten, schlotternden Rock bekleidet, schlotternden Beinkleidern und schlechten Stiefeln, welche ihm ebenfalls zu weit zu sein scheinen. Alles schlottert an dem Manne; der Körper in den Kleidern und der Geist in dem Körper!

Die zweite Gestalt ist ganz das Gegentheil der ersten. Alles ist an ihr ein wohlthuendes Ausgefülltsein; selbst die kleinen zwinkernden Augen scheinen kaum Platz in ihren Höhlen zu haben. Die Backen müssen, nach menschlicher Berechnung, unbedingt nach der nächsten Mahlzeit platzen; die Aermel an den Ellbogen des erbsengelben Rockes sind bereits geplatzt; die Knöpfe der Weste sind aus ihren Knopflöchern gesprungen. Dem Manne war jedenfalls sehr warm zu Muthe.

„Wo Wolke friert, schwitzt Knispel!“ stand ohne Zweifel in dem großen Hauptbuche, welches in doppelter Buchhaltung über den alten Erdball und Alles, was daran hängt, von Anbeginn an, gehalten wird.

„Bin ich kein Künstler, Knispel?“ rief der Schauspieler Emil Wolke, den Arm ausstreckend. „Rede, sprich, antworte, Mensch! Bin ich kein Künstler, kein großer, mächtiger Künstler?“

„Das sind Sie, Principal. Ein großer Mann sind Sie, aber schreien Sie nicht so, Sie wecken das Röschen.“

„Ja, ich bin ein Künstler. Wenn Hamlet todt auf der Bühne liegt, schreite ich unter dem Gefolge des Fortinbras blechklirrend hervor und stütze mich im Hintergrunde, über den gefallenen Hoheiten, malerisch auf den Schild. Ich bin unter dem Volk, welches eindringt in das Haus des Musikanten Miller, oder welches sich um die Leiche Valentin's des Soldaten sammelt. Bei jedem bestimmten und unbestimmten Geschrei, Jubel oder sonstigem Geräusch bin ich betheiligt. Ich putze die Krone und klopfe die Motten aus dem Hermelinmantel; ich hole aus der Requisitenkammer, Nummer 630, den Schädel Yorick's des Spaßmachers. Ich bin ein Künstler, ein großer Künstler!“

„Ganz meine Meinung, Herr Wolke.“

„Wie der Held schreit und strampelt und weitbeinig über die Bretter schreitet! Horch, jetzt greint die holde Ophelia! Wie die geschminkten Hofdamen, welche nun auftreten sollen, grinsen und Zweideutigkeiten und Haushaltsgeschichten zum Besten geben! Wie häßlich sie sind! Nun wendet der Regisseur den Rücken: Durchlaucht will eine neu=

engagirte Grazie in der Nähe sehen — wer wehrt es mir, jetzt den Pappschädel zwischen den Füßen zu rollen — ha, ha, ha, — und einen Blick, zwischen den Beinen Hamlet's durch, auf Die da draußen vor den Lampen zu werfen? . . . Und ich bin doch ein Künstler! Ihr Männlein und Weiblein, ahnet ihr nicht, daß ich hier sitze und mir die Stirn wund schlage mit der geballten Faust? Heraus, heraus Dämon! Heraus Wurm, welcher Du im Hirn nagst und bohrst bis die armselige Fiber Lebenstrieb durchgefressen ist, und ein Theaterschuß aus der Theaterpistole der Geschichte ein Ende macht.

„Principal — Herr Wolke! Herrje, werden Sie nicht verrückt!" rief ängstlich Knispel, aber der Andere hörte und sah nicht mehr, und seine Stimme wurde nur noch lauter und kreischender.

„Hollah, da wechselt die Scene — eine Posse! Posse! Wie der Narr schwitzt! Ist Dir die bunte Schellenkappe eine so schwere Last? Recht, nimm sie ab und wirf sie mir zu! Lege Dein ernsthaft bornirtes Alltagsgesicht wieder in die gewohnten Falten, Du Thor, welcher Du glaubst, den Narren spielen zu können. Hier, hier, hier sitzt der wahre Narr, der echte Narr, der Urnarr! — Hier, Ihr bunten Weiberchen und Männerchen vor den Lampen! Hier, hier, Du hohler Phrasenmacher, welcher Du ein Dichter sein willst — auf Deine Gesundheit, Schatz! auf Dein Wohl, alter Trommelhans —"

„Principal, erlauben Sie mir —"

„Ruhig da, — es ist nicht wahr, wenn er von Vaterlandsliebe spricht! Wer glaubt daran? Etwa ich?“

„Herr Wolke, erlauben Sie —“

„Ehre, sagt der Graukopf? Glaub' ihm nicht, Heinrich Knispel, er hat nur das große Wort, wie wir Alle.“

„Aber, Herr Wolke —“

„Liebe? . . . was meint das junge Weib damit? O ja, meine Mutter hat mich geboren und gesäugt, sie war eine brave Frau; und mein kleines Mädchen liebt mich auch, und sie — sie — die Todte — Himmel und Hölle, hier, Herr, Ihre Narrenkappe, nehmen Sie — sein Sie ihrer würdig! O Hermine, Hermine! arme, arme Hermine! . . . Er nennt mich einen Esel und geht — o Gott, wer doch ein Esel wäre, ein Esel mit einer fixen Idee, einer fixen Distelidee! Welche Wonne, ein Esel zu sein, wie Du, Knispel, und der Intendant, und der erste Liebhaber und —“

Dem Trunkenen strömten die hellen Thränen über die Wangen; Knispel aber nahm ihm die Flasche fort und sagte begütigend:

„Ja, ich bin ein Esel, Principal. Das ist mir von frühester Jugend an verkündigt; mein Vater, welchen ich gar nicht kannte, hat es gewiß gesagt, und von meiner Mutter und dem Armenschullehrer weiß ich es gewiß. Sie haben Recht, wie immer, Principal; aber nun lassen Sie auch das Schreien.

Ihr weckt das Röschen und das dürft Ihr nicht, das leide ich nicht."

Ach, das Röschen wachte schon lange und lauschte den wirren Worten des Vaters, und dachte an die todte Mutter, und drückte fest die Hand auf den Mund, um nicht in ein lautes Weinen auszubrechen. Ganz still lag es, das feine Gesichtchen fest in die Kissen gedrückt; begraben in der Fluth der herabrollenden dunkeln Locken.

Ueber den Schauspieler Wolke aber schien mit dem Einspruche Heinrich's und der mehr und mehr vorrückenden Nacht eine andere Stimmung zu kommen. Sprechen mußte er, das war ihm jetzt Lebensbedingung, aber die fast irrsinnige Aufgeregtheit machte der tiefsten Wehmuth und Zerknirschung Platz, und mit leiserer Stimme fuhr er fort, indem er mit der irrenden Hand durch die langen, spärlichen Haare griff, und einen scheuen Blick hinter sich und über die Oede der Wohnung warf:

„O es ist ein erbärmliches Leben, Heinrich Knispel! Es ist der Jammer und die Angst, und nicht der Rum, was mich faseln macht; — achte nicht darauf, Heinz! Weißt Du nicht, daß ich sie getödtet habe? Weißt Du nicht, daß ich ihr Mörder bin? Weißt Du nicht, daß ich sterben muß an den Gedanken an ihre Schönheit, Güte und Herrlichkeit?"

Heinrich Knispel hatte den Kopf schwer auf beide Hände fallen lassen; ein Seufzer entrang sich ihm, welcher aus tiefster Seele kam. —

„Und was soll aus dem Kinde werden?!“

„Sie sollten zu Bette gehen, Meister,“ sagte Heinrich, ohne aufzuschauen. „Im Sonnenschein sieht sich Alles besser an; ich hoffe, wir machen noch eine Prinzessin aus ihr, eine Prinzessin, die in Gold und Seide geht. Legt Euch zu Bett, Principal, es ist sehr spät oder vielmehr früh, auch ich muß heimgehen.“

Armes Kind, armes kleines Röschen,“ murmelte dumpf der Schauspieler. „O Hermine, was soll aus unserm Kinde werden, wenn Du da droben nicht Dich ihrer annimmst?“

Das schwere Haupt des Redenden sank allmälig herab auf die Brust, die Augen schlossen sich, er schlief so ein, und seine gänzliche Hilf- und Haltlosigkeit trat dadurch noch greller und abschreckender hervor.

Knispel starrte ihn, in seine eigenen Gedanken versunken, wohl eine Viertelstunde lang an, bis eine Glocke in der Ferne schlug, und er, einem feisten, erschreckten Murmelthier gleich, auffuhr.

Er legte dem Schauspieler die Hand auf die Schulter: „Meister! Herr Wolke, wachen Sie auf!“ Ein grunzendes Gestöhn antwortete ihm.

„Principal, so hören Sie doch.“

„Geh zum Teufel, Hund!“ schrie der Erwachte aufspringend. Er wußte weder, wo er sich befand, noch was er that. An beiden Schultern hatte er den entsetzten Knispel gepackt und schüttelte ihn mit

einer Kraft, welche man seinen schwächlichen Armen nicht zugetraut haben sollte.

„Wer gibt Dir das Recht, mich zu wecken, wenn ich schlafen will? Sprich, Du feixendes Schmierkäsegesicht, willst Du aus dem Fenster, oder willst Du lieber die Treppe hinunter? Die Kehle schnüre ich Dir zu, Du Dickkopf!“

Der Paroxismus schüttelte den kranken Mann hin und her, und Knispel hatte genug zu thun, sich ihm zu entziehen, als plötzlich eine ängstliche Stimme das Gemach durchzitterte. Angreifer und Angegriffener drehten sich blitzschnell, und die Hände des Schauspielers ließen den Rockkragen Knispel's. In der offenen Kammerthür stand bleich, erschreckt, zitternd — Röschen Wolke im leichten Nachtgewand, und streckte die gefalteten Hände bittend aus:

„Papa! o lieber Papa!“

Der Schauspieler griff an die Stirn und zitterte fast noch mehr, als sein Kind.

„O lieber Papa, thue ihm Nichts zu Leide! Bitte, bitte!“

Mit welchen unbeschreiblichen Glotzaugen Heinrich Knispel die liebliche, zarte weiße Gestalt anstarrte! Wie der Schauspieler in den fernsten Winkel des Gemaches zurückwich.

„O Röschen,“ — seufzte Knispel. „Erkälte Dich nicht, Röschen; es war nur Spaß.“

„Ja, es war nur ein Spaß,“ murmelte Wolke. „Geh' zu Bett Kind, — es thut mir Leid, daß wir

Dich aufgeschreckt haben. Ich studirte nur eine neue Rolle an dem Jungen da."

Das junge Mädchen schritt leise zu dem Vater hin: „Bitte, Papa, sei nicht böse, daß ich gekommen bin — ich habe wohl nur geträumt."

„Ja, ja, Herz! Geh nur wieder in Dein Nestchen! der Heinz kann sich auch nach Haus packen, und ich will auch schlafen."

Wie das Kind gekommen war, so verschwand es auch wieder, gleich einer holden, süßen Erscheinung, und Knispel trat wieder zu dem Schauspieler und sagte:

„Morgen früh komme ich zurück. Seien Sie ohne Sorgen, Principal, das Geld finden wir schon. Nun geben Sie mir den Hausschlüssel, damit Sie mich nicht die steilen Treppen hinunter zu begleiten brauchen; es ist genug, wenn Einer von uns Beiden den Hals bricht. Ich finde meinen Weg gut genug im Dunkeln."

„Gute Nacht, Heinrich," sagte mit müder Stimme Emil Wolke. Noch einmal blickte ihn Knispel verstohlen an, dann ließ er ihn, wie es schien zweifelnd und mit geheimem Widerstreben.

„Schließt doch das Fenster, Meister!" flüsterte er noch in der Thür. „Die Nachtluft und die Dünste des Grabens drunten taugen nichts. Schlaft wohl, Meister."

Jetzt hatte sich endlich die Thür hinter ihm geschlossen und man hörte, wie er vorsichtig draußen

auf dem dunkeln Vorplatz nach dem Treppengeländer tappte. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe die Hausthür erklang, und Heinrich Knispel wohlbehalten in der Gasse angelangt war.

Der Schauspieler aber lehnte noch immer am Fenster. Der Nachtwind erfrischte ihn nicht; die funkelnden Sterne waren für ihn nicht da. Ihm war Alles finstere Finsterniß, und schwül, schwül war die Luft, welche er athmen mußte.

Und es kam über ihn, daß er die Kunst geliebt und den goldnen Kranz der Ehre verloren habe; daß er sein Weib geliebt und es unsäglich elend gemacht habe, daß er sein Kind liebe und — — o, es kam über ihn in dieser bösen Stunde, wo Herz und Hirn betäubt waren, daß er ein jämmerlicher Schwächling, ein blutloser herzloser Feigling sei. Der Schweiß perlte ihm in großen Tropfen auf der Stirn; die Hand, mit welcher er sie trocknen wollte, zitterte mehr denn je! Wieder suchte er die Flasche, in der dumpfen Ahnung, daß für ihn nur in dem Nichtwissen von sich und der Welt Ruhe zu finden sei; — wieder wankte er zurück zu dem offenen Fenster. O wie schwül, schwül, wie gewitterschwül die Nacht! . . . Er wußte nicht mehr, was er that, wo er sich befand; er war nur eine sich regende, aber geistlose Masse, welcher selbst der Instinkt des Thieres fehlte. Kein Fünkchen freien Willens mehr zwischen ihm und dem Richter — dem großen Richter! —

Was schreckte Röschen Wolke in ihrem dumpfen Halbschlaf zusammen? Warum richtete sie sich auf im unerklärlichen Schauder und Entsetzen?

„Papa, Papa! Lieber Papa!"

Nichts antwortete dem leisen Ruf des Kindes. Es horchte — kein Laut — Dunkelheit und tiefste Stille umher — nur in weiter Ferne bellte ein Hund, rollte ein Wagen. Die große Stadt schlief, und der Vater schlief — schlief! —

Der Kopf des jungen Mädchens sank wieder zurück auf das ärmliche Kissen: „Er wird zu Bett gegangen sein — fort ihr bösen, häßlichen, schrecklichen Träume!"

Von Neuem schlummerte Röschen ein, und in dem andern Gemache erlosch die Lampe, und der kalte Lufthauch des nahenden Morgens zog scharf durch das offne Fenster. In diesem Fenster aber, auf der Brüstung war Blut, — Blut von einer verwundeten Hand, und der eine Flügel hing zerbrochen und aus den Angeln gerissen herab. Zersplitterte Glasscherben bedeckten den Boden.

Ein Körper schlug nieder — es ist wohl eine halbe Stunde her — in den schmutzigen, schwarzen Canal, tief unter dem Fenster. Ein kurzer Todeskampf — der Schauspieler Emil Wolke war ein Spiel der moderhaften Fluth, welche seinen Leib langsam fortschob, in den breitern Flußarm hinein. Langsam, langsam trug ihn dieser weiter, unter dunkeln Brückenbogen hin, an den Häuserwänden

hin, vorüber an den schwarzen Torf- und Holzkähnen. Jetzt vorbei an den Mauern des Königsschlosses, jetzt im tiefern Schatten einer Kirche weiter — langsam, langsam, aber unaufhaltsam, wie die ebenso trübe Fluth des Lebens den Lebendigen trug — weiter, weiter, jenem Pfeilerbau entgegen, welcher vor dem Austritt des Flusses aus der Stadt alles Das auffangen soll, womit die Stadt das reine Element besudelt und geschändet hat.

Erwache, Röschen Wolke! Es geht ein rother Schimmer über die Dächer. Goldner und goldner färben sich die ziehenden Wolken — der Morgen kommt, erwache, Röschen Wolke! Schon glüht Alles im Strahl der jungen Sonne! — Der Morgen golden und roth und lebenbringend ist gekommen! Was bringt er Dir, Röschen Wolke?

Das dritte Bruchstück.

Hell schien die Sonne in das Gemach, welches wir in der dunkeln Nacht betraten. Hoch stand sie am Himmel, und stundenlang schon kämpfte die große Stadt um ihr täglich Brot, als Röschen Wolke noch immer im tiefen Schlaf lag. Ein verirrter Strahl der Sonne spielte um das nackte, rosige Füßchen, welches unter der Decke vorlugte.

Jetzt kam ein leises Pochen an die Thür, wurde aber lauter, als Niemand hörte und antwortete.

„Herr Wolke!“

Erwachend richtete sich Röschen auf.

„Papa, Heinrich ist da!"

Auch jetzt regte sich Nichts in dem Zimmer, und schnell sprang das junge Mädchen von dem Lager, kleidete sich eilig an, sprang in das Wohngemach und blickte erstaunt umher. Das Bett ihres Vaters war leer und unberührt. Verwundert rief das Kind durch die Thür:

„Guten Morgen, Heinrich! Wo mag der Papa sein? Er ist nicht hier."

„Guten Morgen, Röschen!" schallte es zurück. „Ist er schon ausgegangen?"

„Ich weiß nicht, Heinrich. Ich bin eben erst aufgewacht durch Dein Klopfen und Rufen."

„Eben erst aufgewacht, Röschen? Langschläferin! . . . Aber . . . aber Röschen, die Thür ist ja von innen verschlossen, der Papa kann nicht ausgegangen sein."

Einen erschreckten Blick warf Röschen Wolke zurück, dann drehte sie schnell den Schlüssel und Knispel stürzte herein — sein Blick haftete auf dem zerbrochenen Fenster, und das Auge Röschen's folgte ihm. Beide stießen zu gleicher Zeit einen Schrei des Entsetzens aus.

„Was ist das? was ist das?"

Knispel's strohfarbene kurzgeschorene Haare strebten steilrecht in die Höhe, als er die Blutspuren in der Fensterbank und auf dem Fußboden erblickte; die Augen quollen ihm mehr als je aus dem Kopfe.

Als er sich aus dem Fenster beugte, geschah das mit dem Gefühle, als werde er da unten etwas Schreckliches, namenlos Furchtbares entdecken; aber er erblickte nichts. Ruhig schlich die grüngelbe Fluth in der Tiefe dahin, Reflexe des Sonnenlichtes spielten auf ihr, und nur eine todte Katze drehte sich grade unter dem Fenster langsam im Kreise. Röschen Wolke sah und hörte nicht mehr. Sie hatte ein dumpfes Bewußtsein, daß plötzlich viele Menschen, Männer und Weiber, um sie her waren — aber weshalb sie da waren und die Hände zusammenschlugen und durch einander sprachen, wußte sie nicht.

Jetzt waren auch Männer in Uniformen dazwischen, die Rumflasche wurde von dem Tische genommen, und Dinte, Feder und Papier darauf zurecht gelegt. Ein Herr, mit einem bunten Kragen auf dem Rocke, setzte sich und schrieb, fragte wieder und schrieb wieder. Andere Leute kamen und zeigten Zettel und verlangten Geld; und die Sonne stieg während dem immer höher am blauen Himmel.

Der schreibende Herr nahm jedesmal, wenn er das Röschen ansah, kopfschüttelnd eine Prise. Jetzt schien er fertig zu sein; denn er nahm seine goldne Brille ab und putzte sie sorgfältig mit seinem schönen, gelben, seidenen Taschentuche.

„Was soll aus dem jungen Mädchen werden, bis das Sachverhältniß klar ist?“ fragte er.

Da sprach Heinrich Knispel leise zu ihm, und

der Herr sah anfangs sauer drein, nickte aber zuletzt.

„Liebes, liebes Röschen, jetzt geh' mit mir, bitte!" sagte Heinrich zu dem Kinde Hermine's.

Er nahm leise und zart ihre kalte, leblose Hand und zitterte dabei gleich einem Espenlaub. Er führte sie aus dem unheimlichen Gemache, welches die Fremden überschwemmt hatten.

„Er ist gefunden — angeschwemmt am Unterbaum," sagte Jemand auf dem dunkeln Vorplatze.

Schwindelnd, sinn- und herzverwirrt standen die Beiden jetzt in der sonnenhellen, lebendigen, geräuschvollen Gasse. — —

Heinrich Knispel sah jünger aus, als er war. Heinrich Knispel hatte schon viel erfahren im Leben, und seine kleine, glänzende, nichtssagende Nase in allerlei Dinge gesteckt, deren Kenntniß manchem Minister des Innern zu wünschen wäre Obgleich er niemals über die Grenzmark seiner Vaterstadt herausgekommen war, so wußte er doch innerhalb dieses Kreises gut genug Bescheid.

Wohl hatte er schon öfters an jener gewaltigen Schleuse, welche den Fluß zwingt, das Verschluckte wieder herauszugeben, dem Auffischen jener häßlichen Zeugnisse unserer socialen Zustände beigewohnt. Den Selbstmörder und den Gemordeten, das verlorene Weib und das neugeborene Kind hatte er unter den Stangen und Haken der Schleusenwärter auf- und niederschaukeln gesehen, hatte auch wohl die an's

Land gezogene Leiche bis zu jenem niedrigen Nebengebäude der Anatomie begleitet, wo sie aufbewahrt wurde, bis irgend eine Menschenseele nach ihr fragte, oder bis sie, verlassen von der Welt, dem ewigen Proceß verfiel, welchen die Natur geht auf ihren geheimnißvollen Wegen in der Erzeugung des Lebendigen. Knispel wußte, wo sich das befand, was gestern Abend noch, der Schauspieler Emil Wolke war, deshalb schrie er:

„O Gott, ist das ein Traum oder nicht?"

Deshalb hielt er an dem nächsten Brunnen den Kopf unter den hervorsprudelnden kalten Strahl, zum Gelächter aller Derjenigen, welche nicht wußten, daß Heinrich Knispel kein Gegenstand des Lachens und Spottes sei.

„O Principal, Principal! O Teufel, Teufel — ein so großer Künstler! O Himmel, i i ich wollte, Röschen, wir Beide schliefen ein und wachten erst wieder auf, wenn ein Jahr vorüber ist, oh, oh, oh Röschen, liebes Röschen!"

Da stand inmitten der eigentlichen Stadt ein großes, alterschwarzes Haus, welches vor ungefähr zweihundert Jahren der Generallieutenant van Hellen erbaut hatte, in einer Zeit, wo der Handel und Verkehr noch nicht diesen Theil der Stadt erobert hatten, wo es überhaupt hier noch keinen Handel und Verkehr, sondern nur Soldaten, finstere orthodoxe Theologen, gedrückte ängstliche Kleinbürger und einen strengen, wunderlichen König gab. An beiden

Seiten des Thorweges dieses Hauses trugen zwei mohrenhafte, weibliche Personificationen des Mißmuthes mit verbissener Wuth den schwerfälligen Balcon, welcher sich vor den Mittelfenstern des ersten Stockwerks hinzog. Der untere Theil des Gebäudes war zu Läden eingerichtet. Durch diesen hohen Thorweg und die gewölbte Flur gelangte man auf einen großen Hofraum, in dessen Mitte der Brunnen sich befand, welcher durch sein Gekreisch so oft den Professor Homilius in seinen tiefsinnigen Speculationen störte, bis er sich an jenem ewig denkwürdigen Tage auf den Weg machte, das Lachen zu erlernen. Viele Treppen und Thüren führen auf diesen Hof, auf welchen hinaus auch die Fenster des Redactionsbureau des Chamäleons schauen; und wenn in dem Vorderhause mancherlei Geschöpfe sich eingenistet haben, so ist in den Hintergebäuden ihrer Zahl Legion. Nicht Jedermann kann es erschwingen, so viel Miethe zu zahlen, als er wohl möchte!

Auf der Flur dieses Hauses langten Heinrich und Röschen in demselben Augenblick an, als ein elegantes Cabriolet, welches ein junger hübscher Mann sehr geschickt lenkte, ebenfalls in den Thorweg einfuhr und die beiden Kinder zwang, sich dicht an die Wand zu drücken.

Hugo van Hellen hieß der Lenker des stattlichen, stampfenden, schnaubenden Pferdes. Einen flüchtigen Blick warf er auf das junge, bleiche Mädchen und den wunderlichen Begleiter, dann warf er den Zügel

dem kleinen Bedienten zu und sprang die breite Treppe hinauf.

„Nun gib mir Deine Hand — ach, sie ist so kalt — Du weißt, Röschen, nun müssen wir hoch hinauf," sagte Knispel, und so schritt er quer über den Hof als der Beschützer des schönsten Mädchens der großen, großen Stadt.

Wahrlich ging es hoch hinauf, im rechten Flügel der Hofgebäude, durch ein ohrenbetäubendes Gewirr von Tönen und Klängen der verschiedenartigsten Beschäftigungen — hoch, höher bis zur höchsten Höhe. Mühe kostete es auch dem Heinrich, ehe er das Schlüsselloch seiner Thür fand; aber war es auf dem Gange dunkel, so war es desto heller in dem seltsamen Aufenthaltsort, den er sich zurecht gemacht hatte, und wohin er das Röschen führte.

Fast geblendet wurde das Auge durch den Glanz des Tages, welcher ungehindert durch das schlechte Dachfenster fiel, das mit dem Fußboden einen beinahe spitzen Winkel bildete. Was eine Künstlernatur nur aufbieten konnte, war aufgeboten, das Gemach zu schmücken und zu verschönern. Die weiße Kalkwand war mit unendlichen Sternen, Rosetten und Nachahmungen von Thier- und Menschengestalten, ausgeschnitten in buntem Glanzpapier von allen Farben, überklebt, daß das Auge von dem Wirrwarr fast schwindlig wurde. An der Thür waren einige Drahtsaiten künstlich über zwei Brettchen gespannt, und an Pferdehaaren hingen darauf drei bis vier-

Stückchen eines thönernen Pfeifenrohrs herab, welche beim Oeffnen oder Zuschlagen der Thür ein anmuthiges Geklimper hervorbrachten — höchlichst ergötzlich dem Anfertiger und Erfinder dieses genialen Musikinstruments. In dem spitzen Winkel neben dem Bett stand ein Koffer, in welchem wir lieber nicht hineinsehen wollen; seine äußere Erscheinung war brillant, denn Heinrich hatte ihn selbst bemalt. Dieser Koffer diente zugleich als Sessel, wenn die beiden Stühle und das Bett besetzt waren. Ueber dem Bett hielt sich auf einem kleinen Brette ein einzelner Theil eines Theaterlexicons auf, ein Exemplar des Don Carlos und ein sehr zerlesenes Buch: Knallerbsen, oder: Du sollst und mußt lachen! — Anekdoten von Schulze und Müller, Louis Napoleon, Manteuffel, Saphir, Rossini, Napoleon dem Großen und Friedrich dem Großen. Außerdem befand sich noch auf diesem Brett eine Manuscriptrolle, die blutdürstigen Worte enthaltend, welche der große Mime Maulbrecht in den Räubern grimmig hervorzustoßen hatte. Heinrich Knispel war berufen, diese Worte dem Publicum zum Besten zu geben, als den großen Mimen kurz vor dem Auftreten das Delirium tremens packte, — Heinrich Knispel trennt sich bis an den Tod nicht von seiner Rolle! Ein Exemplar der Polizeiordnung gab es auch in dieser originellen Bibliothek, und Knispel hat als ein gewiegtes Mitglied und „ausgetragenes Kind" der menschlichen Gesellschaft seinen Daumen auf mehreren Blättern

des inhaltvollen Schriftstückes abgedruckt. Worauf fällt der Mensch nicht, wenn ihm der Vollmond auf das Kopfkissen scheint, und er nicht einschlafen kann? —

Ein kleiner Ofen, dessen dunkle Höhle jetzt als Speisekammer diente, und welcher eine Spirituslampe sammt einigem Blechgeschirr trug, stand neben der Thür. Kleistertöpfe, Farbentöpfe, Papptafeln, bunte Papierschnitzeln und ähnliche Gegenstände bedeckten den Tisch. Auf dem dreibeinigen Schemel lag die Geige, welche Heinrich in so manchem Vorstadt-Tanzsaale strich. Vier Vogelbauer hingen an den Wänden, und ihre kleinen Insassen begrüßten das Röschen und ihren eintretenden Lehrmeister mit einem lustigen Auszwitschern dessen, was sie von dem Letztern gelernt hatten.

„Da wären wir!" sagte der Herrscher dieser wunderlichen Welt und setzte das kleine ärmliche Bündel, welches Röschen's Habseligkeiten enthielt, nieder, und schob dem jungen Mädchen den besten Stuhl hin, den er aufweisen konnte. Die Geige legte er vom Schemel auf das Bett, fiel selbst auf den Schemel nieder, nahm seinen strohgelben Haarwulst zwischen beide Fäuste und so — brachen beide Kinder in ein lautes Weinen aus. — So saßen sie den ganzen Tag! — nicht im eigentlichen Nachdenken über das, was geschehen war, sondern im dumpfen, schmerzvollen, wirren Brüten, einen Zustand des Halbtraumes, wie ihn ein urplötzliches Unglück über den Menschen bringt.

Und das Abendroth verglomm, und die Sterne kamen hervor; da kam über den Knispel ein absonderliches Gesicht. Die todte Hermine schwebte wie ein weißer Schatten im Mondlicht heran, hob die Hand, als mahne sie ihn an ein Versprochenes, und energisch nickte Heinrich und schluckte krampfhaft seine Thränen hinunter; gleich dem Schatten eines Nachtwandlers schritt Emil Wolke, der Schauspieler, über die Dächer und glitt dunkel der todten Hermine nach.

„Nun schau einmal auf, Röschen!“ sagte Heinrich Knispel leise. „Es wird Nacht, nun will ich gehen, und Du sollst einschlafen. Was hier zu finden ist, damit kannst Du machen, was Du willst! Du mußt Dich heute begnügen — morgen wollen wir für Alles sorgen.“

„O Heinrich, Heinrich!“

„Na, na, ach weine nicht so, liebes Röschen — hier sind die Vögel, die werden Dich morgen früh wecken; eine weiße Maus werde ich Dir auch mitbringen, und wenn Du eine Schildkröte haben willst, so groß wie Deine Hand, so brauchst Du es nur zu sagen —“

„O Heinrich —“

Hier ist der Glockenzug,“ sagte Knispel und holte aus dem Winkel eine Blechröhre mit einem Mundstück. „Ein Sprachrohr! Schau 'mal meinem Finger nach, dort, siehst Du jenen Giebel im Mondschein, vor welchem das Dach hinläuft? Paß auf, da wohnt

Fritz Motte, welcher die Clarinette bläst, da werde ich diese Nacht bleiben. Paß auf! Mo o otte! Mo o otte!“

Eine Gestalt erschien auf den Ruf in dem erwähnten Fenster, stand im nächsten Augenblick weitbeinig auf dem Dach, und schwang eine schwarzrothgoldene Fahne im Mondschein.

„Siehst Du, da ist er, Röschen! Du bist nun wie eine Königin und hast zwei Hofmarschälle, welche dem Teufel die Nase grün färben, wenn Du es verlangst. Klingle nur, wenn Du mich brauchst. Jetzt aber muß ich nach dem Kolosseum und Tänze kratzen. O Gott, Gott! O Röschen, Röschen; ich wollte —“

Und seine Geige aufgreifend, stürzte Heinrich Knispel davon, die Treppe hinunter auf die Gasse, und Röschen Wolke blieb mit ihrem schmerzenden Herz und Kopf allein zurück.

Durch Mondlicht und Schatten der Nacht und viel Getümmel der Straßen galoppirte Heinrich, die Geige unter dem Arm, und rechnete im Laufen an den Fingern:

„Kolosseum macht acht — Elisium macht sechzehn Walhalla macht einen Ganzen — Cigarren nur geraucht, wenn sie geschenkt sind — Donnerhalloh — Vogelabrichten — Botenlaufen — jetzt wird's mir erst klar, daß ich schon lange ein reicher Kerl sein könnte! — O Röschen, Röschen — macht vier — macht acht — o Principal, so ein großer Künstler — macht sechzehn — bon, 's wird eine nette Spar=

büchse, Frau Hermine! Vierspännig soll sie fahren, Frau Hermine!"

So trabte der Heinrich über den Naschmarkt und schwang die Mütze zum Monde empor:

„Voran Heinrich, Henri, zeig', daß Du ein ganzer Kerl bist; hungere und durste und sammele Schätze auf Erden, hurrah!"

Herr Hugo van Hellen aber, auf dem Divan liegend, die Hände unter dem Kopfe, die Beine der Decke entgegengestreckt, zerkaute in diesem Augenblick eine Havannahcigarre über den Gedanken an einen sehr übel angewandten Tag.

„Zum Teufel, wer mochte das niedliche Frauenzimmer sein, welches der drollige Kauz heute Morgen mit sich schleppte? Ah bah — ah — oh —"

Das Blut schoß ihm, seiner verrückten Lage wegen, dabei immer mehr in den Kopf, und er fuhr erst nach einer Stunde mit einem ärgerlichen Ausruf empor, als er sich noch im tiefen Dunkel wiederfand, und nach der Glocke auf dem Tische suchen mußte, um nach Licht zu schellen.

Der Herr von Jüdenberg, welcher dann kam, um ihn in seinem Wagen irgend wohin mit sich fortzuführen, geht mich nicht das Geringste an!

Das vierte Bruchstück.

Wer kann es wenden?

Die halbe Nacht bin ich an dem linken Ufer des großen Flusses auf- und abgegangen und habe darüber nachgedacht: wer es wohl wenden könne?

Wer kann es wenden? Wer kann es wenden?

Der weiße Genius des Todes lehnt sich über den Gräbern, um welche diese Geschichte sich aufrankt, traurig auf seine umgestürzte Fackel.

Es ist lange vorbei, und Nichts mehr daran zu ändern!

Ist nicht das menschliche Leben wie die Anordnung der Tausend und Eine Nacht, wo eine Geschichte immer die andere einschließt, und wo der Henker, der Tod mit dem Richtschwert hinter dem Vorhang lauscht und den Wink des Gebieters erwartet?

Grinse nur, laß nur die blanke Klinge funkeln; wir reiben doch die Wunderlampe und den Zauberring, und die dienstbaren Geister erscheinen: Luftschlösser und Zaubergärten bauen sich auf und schwinden wieder.

Wer konnte es wenden?

Schau, dort steigt der Mond empor! Ach, wie er in seliger Frechheit und vollwangiger Gleichmüthigkeit herablächelt auf das arme Geschlecht der Menschen!

Wer konnte es wenden?

Die halbe Nacht schritt ich durch die Weidengebüsche und sah die Fluth dunkel zur Seite fortschießen, dem Weltmeere zu, und heim kam ich mit den Worten des griechischen Tragikers auf den Lippen:

Wir sollten bei der Feier des Gelag's
Das Haus bejammern, wo ein Kind das Licht
Der Welt erblickte; denn wie mannigfaltig sind
Des Lebens Uebel! Doch wer durch den Tod
Die schweren Mühen nun geendet hat,
Dem sollten Freunde freudig segnend folgen.

Im Kolosseum erstickten die Musikanten auf ihrer Tribüne fast im Dunst und Qualm, die Kronleuchter erloschen fast; aber drunten im weiten Saal wirbelte und drehte es sich fort und fort, sinnverwirrend, sinnbetäubend.

Nur noch mechanisch strich Heinrich Knispel, mit fast erlahmter Hand, seine Geige, und Mancher der Kameraden blies mit geschlossenen Augen in sein Instrument. Kreischende, wilde Stimmen übertäubten das Gegrunze des großen Basses, und selbst die Pauke übertönte nur zeitweise dumpf den Lärm.

Immerzu, immerzu! Krankheit, Arbeit, Noth, Schande — wer denkt daran? Wer kümmert sich um das drohende „Morgen?" Immerzu, immerzu, bis das Auge nicht mehr sieht, das Ohr nicht mehr hört, bis in übermäßiger Erschöpfung alle Glieder versagen.

Noch ein Aufflammen der wilden Lust; dann urplötzliches Zusammensinken. Die Gasflammen

erlöschen, bis auf wenige hier und da zerstreute Lichter. Zerstreute Lichter, daß die Schwindelnden den Weg nicht verlieren, daß die Polizei sehen und aufmerken kann.

Vorbei!

Stöhnend, fluchend, gähnend packten die Musikanten in ihrer Höhe ihre Instrumente zusammen und stiegen auf dunkeln Hintertreppen hinab in dunkle, übelduftende Höfe und gelangten durch schmutzige Hinterthüren in die dunkeln, schmutzigen Gassen, wo der Schnee zerfahren und zertreten war.

Es war bitterkalt; matt leuchteten die weißen Dächer durch die Nacht, es drohte noch mehr Schnee. Knispel war der Letzte, welcher, die Geige unter dem Arm, auf die Straße hinausgelangte.

„Drei Uhr!" seufzte er. „Ach, meinetwegen hätte es bis an das Ende der Welt fortgehen können. O Gott, es ist mir Alles einerlei."

Am nächsten Brunnen setzte er den Schwengel mechanisch in Bewegung und hielt seiner Gewohnheit nach den Mund an die Röhre, den im Laufe der Nacht verschluckten Tabaksqualm und Staub so gut als möglich hinunterspülend, ehe er seinen Weg fortsetzte.

Jahre waren vergangen, seit er das verwaiste heimathlose Röschen in seiner wunderbaren Dachkammer untergebracht. Jetzt wohnte es schon lange nicht mehr darin.

Als der Knispel vor seiner Thür ankam, regte

sich schon manches Zeichen des Lebens wieder in den Hintergebäuden des großen Hauses. Eine Mädchenstimme war wach, und ein Hammer erwachte so eben und klopfte lustig herum an einer Wiege, die heute auf jeden Fall fertig werden mußte.

Der Morgen war da, aber das Vorderhaus hatte noch einige Stunden der Ruhe vor dem Hinterhause voraus. Das war sein Privilegium. Es erwachte erst, als Knispel seit geraumer Zeit schnarchte und die Zappelpolka im Traume weiterspielte. Allmälig schüttelte nun es auch den Schlummer ab, die Läden öffneten sich, Besen und Federwedel waren lustig im Gange; Diener und Mägde rannten und klapperten treppauf, treppab, oder begrüßten sich auf den Vorplätzen. Aus den Zimmern Hugo's van Hellen klang ein silbernes Glöckchen; aber auch Hugo van Hellen wohnte nicht mehr in diesen Zimmern, nicht mehr in diesem Hause, welches ihm nicht mehr gehörte. Er war ja in der weiten Welt, Niemand wußte wo, und das silberne Glöckchen stand auf dem Nachttischchen der reichen Banquierswittwe, welche hier eingezogen war, nachdem die Gemächer lange genug leer gestanden und in den Zeitungen ausgeboten waren.

In dichten, undurchdringlichen Nebel eingehüllt erschien der neue Tag, der Schnee in den Gassen verschlang jeden Laut, und alles Leben der großen Stadt glich nur einem unbestimmten Schattenspiel.

Gestern Abend war eine große Gesellschaft bei

der reichen Wittwe versammelt gewesen. Man hatte gegessen und getrunken, Fräulein Clotilde hatte gesungen, und ein berühmter Virtuose hatte sie auf dem Flügel begleitet; zuletzt — gegen Mitternacht — hatte man philosophirt und Geistergeschichten erzählt, von Hugo van Hellen gesprochen. Das letztere Thema ließ man jedoch als ein zu unheimliches bald genug fallen, zumal der Herr von Jüdenberg, welcher am meisten davon hätte wissen können, hartnäckig schwieg. Die Gesellschaft trennte sich in der Stimmung, in welcher sich eine Gesellschaft, die so viel Musik gemacht, Unsinn geschwatzt und Geld verloren und gewonnen hatte, zu trennen pflegt. Noch war das Fortepiano geöffnet, noch standen die Sessel um die Spieltische, noch lagen zerstreute Spielkarten auf dem Fußboden umher, und grau schaute der Morgen durch die niedergelassenen Fenstervorhänge in die Gemächer, die einst Hugo van Hellen bewohnt hatte, wie er in das schiefe Dachfenster Heinrichs Knispel's lugte.

Der Musikant hatte sich angekleidet auf sein Lager geworfen und lag noch immer im unruhigen Traume, ängstlich bewegten sich seine Hände, abgerissene Worte und Sätze kamen aus seinem Munde:

„O Röschen, Du solltest es nicht thun — o bitte, bitte, liebes Röschen! — — Frau Hermine, Frau Hermine, o Gott, Gott — zürne nicht, Röschen, ich will auch — das Wasser, das Wasser — hier, hier — Jesus — er ist todt — Röschen ist todt,

Röschen Wolke — O Frau Hermine, O Röschen Wolke!“

Der Schläfer richtete sich mit einem Angstruf in die Höhe. Die Thür seiner Stube hatte sich geöffnet, in der grauen kalten Morgendämmerung stand eine Gestalt regungslos vor ihm, und er starrte sie an, mit weit offenen Augen und gesträubten Haaren.

Manche hatten den Schatten gesehen, welcher durch das Haus Van Hellen glitt, über den Hof; den Schatten, der jetzt vor dem Bette Heinrich Knispel's stand. Niemand hatte ihn anzureden, aufzuhalten versucht. Sie hatten sich Alle vor ihm gefürchtet und waren scheu zur Seite gewichen, als er in den großen Thorweg aus dem Nebel hervortrat, über den Hof schlich und langsam, langsam die Treppe hinaufstieg, im Hinterhaus.

Noch immer bimmelte an Heinrich Knispel's Thür das Glockenspiel, wie vor Jahren; aber es klang diesmal häßlich, ironisch, fast wie bitterer Hohn; nicht wie gewöhnlich nur naiv, abgeschmackt und dumm.

Und die Schattengestalt sank jetzt langsam in sich zusammen und kniete nun auf dem Boden, und Heinrich stand auf den Füßen und schrie:

„Röschen Wolke?! Du? Du? o Röschen Wolke, Röschen, bist Du es? Wo kommst Du her?“

„Weiß nicht, Heinrich — mir ist so kalt, und geträumt habe ich so lange, lange.“

Wie ein Besessener fuhr Heinrich Knispel umher, steckte, was ihm von brennbaren Gegenständen in

die Hände kam, mochte es sein, was es wollte — in seinen Kanonenofen.

„O Röschen, gleich soll das Feuer brennen! o liebes Röschen, nun bist Du wieder da — nun ist Alles wieder gut — wie sind Deine Hände so kalt — jetzt schließe ich die Thür zu und die ganze Welt ab, o weine nicht, weine nicht, Röschen — was kümmert uns die Welt da draußen?“

„Wenn es nur nicht so dunkel wäre, — ich habe die Sonne so lange, lange nicht gesehen, Heinrich, und meine Mutter auch nicht; — es ist ein großes Wunder, daß ich in der Nacht den Weg nicht verloren habe. —“

„O Röschen, die Sonne wird wiederkommen; horch, nun brummt das Feuer! Weißt Du, nun sollst Du Dich auf's Bett legen, und ich will einen Kaffee brauen, derweilen Du Dich wärmst. Du weißt, ich verstehe es.“

„Venedig ist eine schöne Stadt, aber man muß immer in schwarzen Kähnen fahren, die sehen aus wie die Särge; es ist da so viel Wasser, und im Wasser ist auch mein Vater umgekommen. Ich habe so viel weinen müssen in Venedig, Heinrich.“

„Ach Röschen, laß das Venedig! Wie Du noch ein ganz kleines Kind warst und ich ein kleiner Bursche, habe ich Dich oft mit zu Bette gebracht, das will ich nun wieder thun.“

Und zart und sanft hob der Musikant, wie eine Mutter ihr Kind, die Unglückliche vom Boden auf

und legte sie auf sein Bett. Er zog ihr die nassen, zerfetzten Schuhe aus, er hüllte ihr seinen Rock um die eisigen Füße, und sie ließ Alles willenlos mit sich geschehen. Sie trank auch von Heinrich's vortrefflichem Kaffee und versank dann in einen tiefen, tiefen Schlaf, aus welchem sie erst gegen Abend erwachte. Den ganzen Tag, während sie schlief, saß der Musikant und hielt fest die Augen auf sie gerichtet. War sie es denn wirklich? Es war ihm so weh um's Herz und alle Augenblicke mußte er sich an der Nase zwicken und sich die Stirn reiben, um die Ueberzeugung nicht zu verlieren, daß er wirklich noch Heinrich Knispel, der Musikante sei und die Kranke, Bleiche da auf seinem Lager das kleine Röschen Wolke, welches ihm einst die Frau Hermine anvertraut hatte.

Wer konnte es wenden!

Gern hätte der Knispel sich vom Gegentheile überzeugt, aber er brachte es nicht zu Stande, wie er auch grübelte den ganzen langen, lieben Tag hindurch aus der grauen Morgennebeldämmerung bis in die nebelhafte Dämmerung des Abends, bis die hohen Spitzbogenfenster der katholischen Kirche sich zur Abendmesse erleuchteten und ihren Schein über die weißen Dächer warfen, bis Röschen Wolke erwachte, als die Orgeltöne und der Gesang leise herüberdrangen.

Sie richtete sich auf und horchte. Dann faßte sie die Hand Heinrich's.

„Nun ist mein armer Kopf wieder klar," sagte sie. „O Heinrich, ich habe gesündigt, schwer gesündigt und bin gestraft — unsäglich gestraft. Der gute Gott verzeiht, wenn er gestraft hat: Heinrich, Du mußt mir auch verzeihen! Sag' mir, daß Du mir verzeihst, sonst kann ich nicht sterben, und ich möchte so gern sterben. O Heinrich, gegen Dich habe ich am schwersten gesündigt; schwerer als gegen mich und Gott."

„Nein, nein, Du hast Nichts gethan gegen mich; ich bin nur zu dumm gewesen, ein zu großer Esel und Pinsel und habe mich abfassen und auf dem Schub zurückbringen lassen, weil ich keinen Paß hatte und kein Geld und nur die Geige. Jeder Andere hätte ihnen ein Schnippchen geschlagen und wäre durchgekommen und hätte Dir folgen können bis an der Welt Ende und hättest nicht weinen dürfen da unten am Südpole, wo es so heiß ist, daß die Menschen ihre Häuser am liebsten in's Wasser bauen, weshalb da auch kein Mensch, wie ich, in einem Keller geboren werden kann. Gib Dir also gar keine Mühe weiter, Dich zu quälen. Heute schreiben wir den zwanzigsten Februar, da ist es nun bald vorbei mit dem Winter; ich habe Dich wieder, die andere Welt geht uns Nichts an und Du sollst einmal sehen, wenn es erst wieder Frühjahr ist und Sommer und Alles grün ist, so wird es Dir auch sein, als ob Du nur geträumt habest. Du kannst glauben, mir ist schon ganz so!"

Röschen Wolke antwortete nicht. Sie hatte das Gesicht weggewandt von dem Sprechenden und es in den Kissen vergraben. Heinrich Knispel vernahm nichts als ihr leises Schluchzen, welches nun auch ihn in ein bitterliches Weinen ausbrechen ließ. So überhörten Beide ganz und gar ein Klopfen an der Thür, welche sich nun öffnete und eine Gestalt einließ, welche in der Dunkelheit weiter nicht zu erkennen war, die aber mit einer ehrlichen, rauhen Stimme „guten Abend“ sagte, weshalb der Musikant auch sogleich aufsprang, mit dem Aermel über die überströmenden Augen wischte und rief:

„Herr Lieutenant Ringelmann! Guten Abend, Herr Lieutenant.“

„Da bin ich!“ sagte dieser Herr Lieutenant Ringelmann und präsentirte sich, als Knispel mühsam seine Lampe angezündet hatte, als ein alter, militärisch aussehender Herr, mit grauem Schnauzbarte, und gekleidet in einen dunkelblauen bis an das Kinn zugeknöpften Rock.

„Ich wollte sie mitnehmen!“ sagte der Lieutenant, setzte sich auf den Stuhl, welchen Heinrich so eben verlassen hatte und brummte ein: „Oh, oh, oh!“ als er das Röschen in seinem Elende erblickte.

„Wie? wo? was?“ rief Knispel. „Wen mitnehmen? Ich —“

„Das Röschen — Röschen Wolke — Hallunke! — Na, na, nicht wüthend werden, Musikante, 's ist schon Alles recht — hab' ich etwa Dich gemeint,

he? — — Hält eine Droschke da unten vor der Thür, hier ist ein dicker Mantel von der Alten für das Röschen! — — Eingewickelt — Treppe hinunter — holterdipolter — 'nein in den Räderkasten, vorwärts alte Mähre — Bonifaciusvorstadt, Grüngässel Nummer Sechs — Alles in Ordnung, — abwarten und Thee trinken!"

Der Lieutenant Ringelmann hatte den kleinen Hugo van Hellen oft genug auf den Armen getragen. Er war der Freund und Waffengenosse seines Vaters, des Majors van Hellen, gewesen. Er konnte wahrhaftig Nichts dafür, daß der Bengel ein „Lump" und eine „Canaille" geworden war.

„Nicht weinen, kleines Röschen, kleines Fräulein Rosalie," sagte er. „Donnerwetter, ich werde doch dafür sorgen, so viel an mir liegt, daß ein alter Kamerad, der lange genug im Grabe umgedreht gelegen hat, endlich einmal wieder auf dem Rücken zu liegen kommt? Na nu, fängt der Musikante auch noch an zu heulen und zu musiciren. Schwerenoth, hätte die Alte nicht den lahmen Fuß, wahrhaftig, ich wäre schön zu Hause geblieben und hätte sie geschickt, als der Laffe, der Jüdenberg, vor einer Stunde angefahren kam und bewies, daß doch noch nicht ganz Hopfen und Malz an ihm verloren sei und erzählte, die Rosalie sei wieder da; er habe sie gesehen gestern in der Nacht, und sie habe weder Haus noch Hof —"

„Holla," schrie der Heinrich Knispel. „Hören

Sie, Herr Lieutenant, etwas sind Sie doch schief gewickelt! Hier ist das Röschen Wolke und hier bin ich, Heinrich Knispel, meines Zeichens ein Bummler und Musikant, der auch Vögel abrichten kann und noch mancherlei, was bezahlt wird, und so lange ich noch da bin, ist auch noch Einer da, welcher, welcher, na ja, welcher — da — ist und"

„Schon Recht, mein Junge; aber Du bist ein Esel, und die Alte hatte ganz Recht, wenn sie meinte, das Röschen wäre am besten in der kleinen grünen Stube aufgehoben, vor welcher der Kirschbaum steht. Also — Muth gefaßt, Röschen — Bonifaciusvorstadt, Grüngässel Nummer Sechs — abgemacht! Keine Widerrede, Ihr verdammtes Volk, Ihr widerspenstigen, widerborstigen, widerhaarigen Creaturen!"

Der Alte redete sich allmälig in eine große Aufregung hinein, denn er sah schon ein, daß es ihm noch große Anstrengungen kosten würde, viel Beredtsamkeit und süße Worte, viele tröstende, ermahnende, aufmunternde Vorstellungen. Endlich siegte er. Eine Droschke fuhr hervor aus dem großen Thorwege des großen Hauses, welches einst der Familie van Hellen gehört hatte, und darin saßen der Lieutenant Ringelmann mit dem Röschen und dem Knispel. Es war sehr warm geworden, und ohne daß es regnete, plätscherte und goß es in Strömen von den Dächern; man merkte es gar wohl, daß der Winter nicht lange mehr seine Herrschaft behaupten werde.

Gegen neun Uhr hielt der Wagen in der Bonifaciusvorstadt vor einem kleinen Hause, aus dessen niedrigen Fenstern der Lichtschein gar hübsch und einladend durch das kahle Gezweig des kleinen Gartens, welcher sich davor hinzog, leuchtete. —

Das letzte Bruchstück.

Es war eine schöne Nacht, eine Frühlingsnacht voll Mondschein und Blüthenduft. Auf der Straße erklang ein Lied, welches heimkehrende junge Fabrikarbeiter angestimmt hatten, und in weiter Ferne die abgerissenen Musikklänge eines öffentlichen Gartens dazwischen. Die Grillen zirpten im Grase, und Käfer und Nachtschmetterlinge summten und umflatterten geheimnißvoll Busch und Baum.

In der Bonifaciusvorstadt hatte das Mauerwerk noch nicht alles Grünende und Blühende verschlungen, wenn es auch auf dem besten Wege dazu war, da ja noch viel weiter hinaus schon die Gegend von einem Netz imaginärer Straßen, Plätze, Kirchen, Rath- und Krankenhäuser und Gefängnisse überspannt war. Arme Leute oder zurückgezogene Kleinbürger wohnten in der Bonifaciusvorstadt, Schenken, Kaffeehäuser, Vergnügungslokale für die untern Volksclassen gab es hier im Ueberfluß. Still, sehr still an den Wochentagen, den Tagen der Arbeit, war es hier laut und sehr lebendig an den Sonn- und Feiertagen.

Das Haus des Lieutenants Ringelmann unterschied sich in keiner Weise von seinen Nachbarn. Es war zwei Stockwerke hoch, die Fensterscheiben waren spiegelblank und glitzerten im Mondschein wie Silber, die Läden waren grün, ein kleiner Garten befand sich an der Vorderseite und ein größerer an der Hinterseite.

Die Hausthür stand offen, und ein blendendweißer Spitz hielt Wacht auf der Schwelle; ein großer schwarzer Kater ging eben leise und bedächtig die Treppe hinauf in das obere Stockwerk. Eine ältliche Frau stand mit untergeschlagenen Armen in der Küche vor dem Herde und blickte nachdenklich in das zusammensinkende Feuer. In dem Garten hinter dem Hause standen in dem weißen Mondschein, welcher auf dem reinlichen Kieswege lag, zwei Männer, eben so tief in Gedanken, wie die alte Haushälterin am Herde.

„Es wird morgen einen schönen Tag geben,“ sagte endlich der Lieutenant Ringelmann. „Die weiße Rose hier sieht auch aus, als ob sie noch in dieser Nacht aufbrechen wollte.“

„Ja, es wird morgen einen schönen Tag geben,“ sagte Heinrich Knispel der Musikant, und dann schwiegen Beide wieder.

Durch das Laubwerk des Kirschbaums, dessen Krone grade vor dem Fenster des grünen Stübchens im zweiten Stock sich ausbreitete, schien auch der Mond, und wie die Blätter und Blüthen leise

erzitterten, so bewegte sich auch das zierliche Schattenspiel auf dem Fußboden des grünen Stübchens und auf der Bettdecke Röschen Wolke's, welche still, regungslos, mit weit offenen Augen und gefalteten Händen dalag auf ihrem Lager. Das Röschen hatte so viel Zeit zu sinnen, und jetzt legte es die magere, durchsichtige Hand an die Stirn und sann nach über ein altes Lied, welches einst die Mutter gesungen hatte. Endlich fand sie es und auch die trübe Melodie kam ihr wieder:

Es hat geschneit die ganze Nacht,
Bis an den grauen Morgen;
Es hielt 'ne traurige Todtenwacht
Mein Herz in Noth und Sorgen.

Sie bewegte die Lippen, aber es kam kein Laut darüber:

Es hielt mein armes Herze Wacht
Wohl über der todten Liebe;
Es hat geschneit die ganze Nacht,
Bis an den Morgen trübe.

Ja gestern war die Erd' so grau,
Die Welt war abgestorben;
Nun legte das Tuch die Leichenfrau,
Man merkt nicht, was verdorben!

Wie kam sie darauf in der wonnigen Frühlingsnacht? Ach, sie war krank, krank zum Sterben. Sie griff in das Schattenspiel der zitternden Blätter auf ihrer weißen Decke und lächelte, und dann kam ihr ein anderes Lied, eine andere Weise:

Die Nacht, die Nacht ist still und mild,
Nun kommt der Morgen bald!
Mein Herz, mein Herz ist krank und wild, —
So reit' ich durch den Wald.

Und neben mir und hinter mir,
Und vor mir drängt das Heer;
Aus Blut und Flammen kommen wir,
Es rasselt Schild und Speer.

Ja gestern in der blut'gen Schlacht,
Im hellen Sonnenschein;
Da hat mein Herze wohl gelacht,
Da mocht' gesund es sein!

Sie schloß die Augen, als sie die Lippen weiter bewegte:

Die Nacht, die Nacht ist still und lind,
Im Osten wird es licht.
Die Stirne küßt der Morgenwind,
Das Herz, das Herz zerbricht!

Als der Mond hinter die Bäume herabgesunken war, und Dunkelheit das Gemach angefüllt hatte, schlief das Röschen schon längst wieder und erwachte auch nicht, als die Haushälterin noch einmal vorsichtig den Kopf in die Thür steckte und nach dem Lager der armen Kranken hinhorchte.

Und drunten vor der Hausthür nahm der Musikant Abschied von dem Lieutenant, der dann auch zu Bett ging, wie die alte Marianne und der weiße Spitzhund. Nur der schwarze Kater trieb noch sein Wesen und saß zuletzt oben auf dem Giebel des

Daches, putzte sich ruhig und selbstzufrieden den Schnauzbart und hielt nur von Zeit zu Zeit aufhorchend ein. Die braune Wanduhr in der Hausflur pickte fort und fort und schwang ihren Pendel hin und her; sonst war Alles stumm und still die ganze Nacht hindurch, und die ganze Nacht hindurch wurde es auch für keine Zeit ganz dunkel, sondern es blieb stets eine halbe Dämmerung, so daß der Heinrich recht gut seinen weiten Weg nach Hause finden konnte.

Er fand ihn aber schlecht und schwankte hin und her, gleich einem Betrunkenen und murmelte:

„Und ich habe sie lieb, lieb, lieb! und sie stirbt! O Frau Hermine! o Frau Hermine! ich wollte, ich wäre ein schlechter Mensch und hätte mich dem Trunke ergeben, wie der Principal, der kein schlechter Mensch war, sondern ein großer Künstler und sehr klug, und welcher sehr wohl wußte, was dem Menschen am besten ist! O Röschen Wolke, wenn Du stirbst, — und Du willst sterben — so — — o Röschen, liebes Röschen.“

Er begegnete gottlob auf seinem Wege wenigen Menschen, und die wenigen, welche ihm entgegen kamen, wichen ihm scheu aus. So erreichte er glücklich seine Wohnung, kroch aber nicht in sein Bett, sondern stieg in die Brüstung seines Fensters, wo er sich niedersetzte, die Knie bis an das Kinn in die Höhe zog, mit großer Geschicklichkeit so sich auf einem Körpertheile, welchen Goethe nennen darf, ich aber

nicht, drehte, wodurch er die wieder losschnellenden Beine auf das Dach brachte. So blieb er sitzen, das Haupt auf die Knie gelegt, und verrenkte die Arme und Hände, bis zum ersten Grauen des Morgens, umschlichen und anmiautzt von den Katzen, umsurrt von den Fledermäusen, schlaflos, mit halb gebrochenem Herzen, lächerlich genug und erhaben in seinem Schmerze wie die Schönsten, Edelsten, Besten. —

Und es ward ein schöner Tag! Und es war noch dazu ein Sonntag! Es war Alles in der besten Ordnung am Himmel und auf der Erde.

Der erste, welcher in dem Häuschen in der Bonifaciusvorstadt erwachte, war der alte Dompfaff vor dem Fenster des Lieutenants. Er weckte den Stieglitz, und Beide setzten das Morgenconcert lustig zusammen fort, und hell und fröhlich zwitscherten und flöteten die freien Vögel draußen in der Luft, auf den Bäumen und in den thaunassen Gebüschen drein. Um fünf Uhr stand der Lieutenant bereits im Garten, die Morgenpfeife im Munde und begann seinen Morgengang durch die engen Gänge und sah nach, ob seine Blumen ausgeschlafen hatten. Auch Hund und Katze waren wieder da, ohne daß man wußte, woher sie gekommen waren; hartnäckig faßten sie Posto in der Küche zur Seite der Marianne, in der Küche, wo alles Geschirr blinkte und blitzte im Morgensonnenscheine. Keine geistige Macht auf Erden hätte sie bewogen, die alte Haushälterin und den Milchtopf aus den Augen zu lassen. Mit Mirabeau

und der Constituante wären sie nur der Gewalt der Bajonette oder richtiger des Kehrbesens gewichen.

Um sechs Uhr, weniger zehn Minuten, schaute Knispel, auf den Zehen sich hebend, über das Stacket, und der Lieutenant ging, den Riegel wegzuschieben und ihn einzulassen. Nachdem sich der Soldat und der Musikant begrüßt hatten, und der Erstere nach einem fragenden Blicke Heinrich's nach dem Fenster des grünen Stübchens gesagt hatte: „O das Röschen schläft noch — sie schläft noch lange;" — beschäftigten sich Beide damit, einige übermüthige Rosenzweige, welche sich in der Nacht losgerissen hatten, wieder an ihre Stäbe festzubinden. Die Pfeife erlosch dem Lieutenant dabei, und er schritt gravitätisch in das Haus und in die Küche, sich eine glühende Kohle zu holen; und Heinrich Knispel stand unterdessen mit dem Rücken an den Kirschbaum gelehnt und starrte zu dem Fenster von Röschens Schlafkämmerchen hinauf. Die Bienen waren schon lange fleißig und flogen von Blüthe zu Blüthe; — in der Ferne läutete eine Glocke — nicht eine Kirchenglocke, denn die erwachten erst später; sondern eine Glocke auf einem Bahnhofe: ein langer Wagenzug mit vielen Hunderten von Menschen fuhr da eben ab in die weite Welt hinaus.

Nun deckte die Marianne ein weißes Tuch über den kleinen runden Tisch unter der Holunderlaube, brachte den Kaffee, welchem der Lieutenant mit Hund und Kater folgte, und Alle setzten sich zum Frühstück nieder.

„Um acht Uhr wird sie erwacht sein; dann bringe ich ihr eine Tasse Milch," sagte die Alte.

„Und ich rufe ihr einen guten Morgen zu ihrem Fenster empor und spiele ihr ein funkelnagelneues Stück auf der Geige — langsam und traurig, wie sie es liebt," sagte der Musikant.

„Und ihren Blumenstrauß bring' ich ihr," sagte der Lieutenant. Und jetzt läutete wirklich eine Kirchenglocke in der Ferne, und andere folgten ihr, — um acht Uhr stimmte Heinrich seine neue Weise an, und der alte Soldat und die Marianne schritten leise die Treppe hinauf und klopften leise an Röschen Wolke's Thür.

Es war wirklich ein schönes Stück, welches Knispel spielte, er wandte alle seine Kunst an, seine Sache so gut als möglich zu machen: er malte es sich ja während des Geigens aus, wie ihn das Röschen anlächeln und ihm die Hand geben würde, nachher, wenn sich das Fenster öffnete und er hinauf gerufen wurde. Das Fenster öffnete sich auch und die Marianne beugte sich heraus und winkte; aber der Heinrich stieß einen Schrei aus, als er das Gesicht der Alten erblickte und schleuderte seine Geige weit von sich. —

Röschen Wolke lächelte ihm wohl noch zu; aber es gab ihm nicht mehr die Hand; — Röschen Wolke war todt! todt! — noch nicht lange — vielleicht eine Stunde, vielleicht drei Stunden — wer wußte es?

Heinrich Knispel hatte sich über sie hingeworfen

und schrie auf im wildesten Schmerze, die Marianne weinte, und der Lieutenant, der auf seinen Schlachtfeldern so viele Tausende von todten Männern gesehen, hatte solch ein armes, schönes, todtes Mädchen noch nicht gesehen, und er weinte auch.

Zerbrochen lag des Musikanten Geige unter der weißen Rose, welche wirklich in dieser Nacht aufgebrochen war; und der Spitzhund kam und beroch die Geige und wunderte sich, daß dieses Holz durch sein Getön ihn so hatte ärgern können.

Ja, Röschen Wolke war todt, und Heinrich Knispel weinte an ihrer lieblichen Leiche, und Hugo van Hellen war in der weiten Welt!

* * *

Ist das wirklich eine Geschichte? — Ich glaube nicht! Aber es ist so geschehen, und Niemand konnte es wenden. Ich gehe gern am Abend bis tief in die Nacht an den Ufern des großen Flusses, wenn die Fluth so dunkelschwarz und geheimnißvoll vorbeifließt, und nur hie und da es funkelt und blitzt für einen Augenblick, um sogleich wieder in noch tieferer Finsterniß zu erlöschen. Ich fürchte mich dabei fast, gleich einem thörichten Kinde, ich, der ich, wenn die Sonne scheint, so nüchtern und verständig sein kann. Der große Fluß aber und der enge Weg zwischen den Weidenbüschen haben es mir angethan. Es ist eigentlich ein verbotener Weg zwischen diesen Weiden; deshalb treffen mich auch so oft die thaufeuchten

Zweige in's Gesicht; lebensmüdes und gaunerisches Gesindel streicht zumeist hindurch: die Einen, ihrem Leben ein Ende zu machen; die Andern, ein elendes Leben zu fristen.

O was schwatzt der schwarze Fluß in der schwarzen Nacht! Freilich nur bruchstückartig ist, was er erzählt; aber er erzählt gut. Wenn ich mich aus seinem Banne heraus gerettet habe in den Lichtkreis meiner kleinen Lampe und an einander reihe, wie ich es vermag, was ich hörte unter den Weiden, so schaue ich oft genug scheu über die Schulter, und die Schatten in den Winkeln erschrecken mich und mein eigener Schatten mir zur Seite an der Wand, der so höhnisch nickt. Dann schwöre ich es wohl ab, wieder hinauszugehen zu dem fließenden Wasser; aber — aber — wer kann es wenden? — Dem Zauber bin ich verfallen, und das, was Ihr leset auf diesen Blättern ist eine Folge von dem Zauber, einem bösen, bösen Zauber. —

Ein Geheimniß.

Lebensbild aus den Tagen Ludwig's XIV.

I.

In der Gasse Quincampoix.

Wenn man bedenkt, was für wunderliche Geschichten in dieser Welt tagtäglich geschehen, so muß man sich sehr wundern, daß es immerfort Leute gegeben hat und noch gibt, welche sich abmühten und abmühen, selbst seltsame Abenteuer zu erfinden und sie ihren leichtgläubigen Nebenmenschen durch Schrift und Wort für Wahrheit aufzubinden. Die Leute, die solches thun, verfallen denn auch meistens — wenn sie ihr leichtfertig Handwerk nicht in's Große treiben und was man nennt große Dichter werden, — der öffentlichen Mißachtung als Flausenmacher und Windbeutel, und alle Vernünftigen und Verständigen, die sich durch ein ehrlich Handwerk ernähren, als wie Prediger, Leinweber und Juristen, Bürstenbinder, Aerzte, Schneider, Schuster und der-

gleichen, blicken mit mitleidiger Geringschätzung auf sie herab und das mit Recht!

So sage ich denn reu- und wehmüthig confiteor, confiteor; — mea culpa, mea culpa! so beginne ich denn meine — wahre Geschichte.

Es war in dem durch die Seeschlacht von La Hogue für das Glück und den Glanz des französischen Königs und Volkes so unheilvollen Jahre 1692. Viel Noth und Elend herrschte im Lande; in Guienne, Bearn, Languedoc und der Dauphinée starben die Menschen zu Tausenden vor Hunger; Banquerotte, gräuliche Mordthaten, Aufstände waren an der Tagesordnung; — es war, als wollte es abwärts gehen mit dem großen Louis. Es regnete und der Novemberwind fuhr in kurzen Stößen scharf über die Stadt Paris und durch die Gasse Quincampoix, welche letztere gar wüst, schmutzig und verwahrlost ausschauete. Und sah die Gasse Quincampoix an diesem düstern Novembernachmittag häßlich aus, so gewährten die Menschen, welche sie bevölkerten, einen noch schlimmeren Anblick. War es nicht, als ob das allgemeine Unglück jedem Gesicht seinen Stempel aufgedrückt habe? — O wie verkommen erschien diese französische Nation, welche sich für die erste der Welt hielt!

Vier Uhr schlug's, als ein junger Mensch von ungefähr achtundzwanzig Jahren, hager, bleichgelblich von Gesicht, schwarzhaarig, schwarzäugig, in luftigen, ärmlichen, schäbigen Kleidern, in der Gasse Quincampoix in die Kneipe zum Dauphinswappen trat,

um seine letzten Sols an eine Mahlzeit zu wenden. Stefano Vinacche hieß dieser junge Mann; ein Neapolitaner war er von Geburt, ein Abenteurer vom reinsten Wasser. Als er in die Gargotte eintrat, herrschte in derselben ein wahrer Höllenlärm: ein Sergeant vom Regiment Villequier war mit einem Cornet vom Regiment Ruffey über dem Spiele in Streit gerathen, ein Perrückenmacher zankte mit einem Lakaien der Prinzessin von Conti über die Frage: ob es Recht sei, daß Monsieur de Pomponne, der Staatsminister, soviel einzunehmen habe, als ein Prinz von Geblüt; — andere Gäste unterhielten sich über andere Gegenstände mit so viel Lärm als möglich. Im Hinterzimmer, welches an die Kneipstube grenzte, war ein äußerst hitziger Wortkampf ausgebrochen zwischen dem Wirth zum Dauphinswappen, Claude Bullot, und seiner hübschen galanten Tochter; — kurz, Alles ging drunter und drüber und nur Margot, die Kellnerin, eine Picarde, bewahrte ihren Gleichmuth, blickte vom Kamin aus mit untergeschlagenen Armen in das Getümmel und gab Achtung, daß dem Sergeanten und dem Cornet jede zerbrochene Flasche, jedes zertrümmerte Glas richtig angekreidet wurden. Margot die Picarde wußte, daß im Nothfall die Marechaussée in der Gaststube Alles schon in's Gleichgewicht bringen würde, und was im Hinterzimmer vorging, zwischen ihrem Herrn und der Mademoiselle, machte ihr das höchste Vergnügen. —

Am Kamin legte Margot die Picarde dem Neapolitaner das Couvert, und der Fremde war allzu ausgehungert und allzu naß, um anfangs an etwas Anderes zu denken, als den Hunger aus dem Magen und die Kälte aus den übrigen Gliedern zu verjagen. Ruhig setzte er sich auf den ihm angewiesenen Platz, aß und trank, trocknete seine Kleider bis er allgemach wieder auflebte und fähig wurde, seine Aufmerksamkeit den Vorgängen in seiner Umgebung zuzuwenden. Der Sergeant vom Regiment Villequier erhielt richtig einen Degenstoß in die Schulter, verhaftet wurde darüber der Cornet von Regiment Ruffey; die Bürger, Lakaien, Diebe und Tagediebe zerstreuten sich mit einbrechender Dämmerung, um sich vor der Dunkelheit zu retten, oder in der Dunkelheit ihren lichtscheuen Geschäften nachzugehen. Es wurde still in der Gargotte, nur im Hinterzimmer konnte man sich immer noch nicht beruhigen. In der Thür, welche auf die Gasse führte, stand die Kellnerin Margot und blickte in den Regen und die Nacht hinaus, das Feuer im Kamine prasselte und knatterte und warf seinen rothen Schein über die Tische und Bänke des weiten Gemaches, die trübe Hängelampe qualmte an der geschwärzten Decke; Niemand störte jetzt mehr den jungen Neapolitaner in seinen trüben Gedanken. Mechanisch klimperte er mit den wenigen Geldstücken in seiner Tasche; — was sollte er beginnen, um nicht Hungers zu sterben, um nicht in den Gassen dieses schmutzigen, kalten, stinkenden

Paris zu erfrieren? „O Neapel, Neapel!“ seufzte Stefano Vinacche.

Ja wohl, ein Anderes war es, eine Nacht obdachlos am Strande des tyrrhenischen Meeres, ein Anderes, eine Nacht obdachlos am Ufer der Seine zuzubringen! Eine Art stumpfsinniger Schlaftrunkenheit überkam den jungen Italiener, seine Augen schlossen sich unwillkührlich und immer dumpfer und verworrener vernahm er das Schluchzen der Mademoiselle Bullot und die kreischende Stimme des zornigen Vaters.

Aber was war das? Plötzlich schwand jedes Zeichen von Ermüdung, von Erschöpfung an dem Italiener. Vorgebeugt saß er auf seinem Stuhle und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach der Thür hin, welche in das Hinterzimmer führte. Das Wechselgespräch zwischen Vater und Tochter war dem Fremden auf einmal interessant geworden durch einen Namen, der so eben mehrere Male darin vorgekommen war.

Immer gespannter horchte Vinacche.

Hatte nicht Meister Claude Bullot, ehe ihm Monseigneur der Herzog von Chaulnes die Kneipe zum Dauphinswappen einrichtete, als Seifensieder Banquerott gemacht?

War nicht Mademoiselle Bullot ein reizendes Schätzchen, dem man schon etwas zu Gefallen thun konnte?

Hoch spitzte Stefano Vinacche die Ohren bei'm Namen des Herzogs von Chaulnes.

„Oho, Stefano, solltest Du da unvermuthet in den Honigtopf gefallen sein? Ohe, Glück geht immer über Verstand, — val piu un' oncia di fortuna, che una libra di sapere. Achtung, Achtung, Vinacche!"

Mancherlei sprach der Vater im Hinterzimmer der Kneipe zum Wappen des Dauphins. Mancherlei sprach das Töchterlein dagegen; immer fröhlicher rieb sich Stefano die Hände, bis endlich die Verbindungsthür mit Macht aufgerissen wurde, und Mademoiselle — eplorée — in das Schenkzimmer stürzte. Hinter ihr erschien der zornige Papa, einen zusammengedrehten Strick in der Hand:

„Warte Creatur!"

Stefano Vinacche wußte schon längst, was er zu thun hatte. Er warf sich auf den ergrimmten Gargottier und packte seinen erhobenen Arm.

„Monsieur?!"

„Monsieur!"

„Laßt mich frei! was fällt Euch ein?"

„Ich leid's nicht, daß Ihr Mademoiselle mißhandelt; — tretet hinter mich, Mademoiselle!"

„Margot, Margot!" rief endlich der Wirth zum Dauphinswappen.

Margot erschien, stemmte aber nur die Arme in die Seite und sah der Scene zu, ohne ihrem Herrn zu Hilfe zu kommen.

„Haltet ihn, um Gotteswillen, haltet ihn, er wird mich ermorden, wenn Ihr ihn frei laßt!“ rief Mademoiselle Bullot.

„Seid ruhig, Schönste; er soll Euch nichts zu Leide thun. Pfui, schämt Euch, Monsieur, wie könnt Ihr eine liebenswürdige Tochter also behandeln?“

„Ich frage Euch zum letztenmal, wollt Ihr mich loslassen‘‘

„In Ewigkeit nicht, wenn Ihr mir nicht den Strick gebt, Signor, und versprecht artig zu sein gegen die Damen, Signor!“

„Morbleu!“ schrie der Wirth zum Dauphinswappen, und der Himmel weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Eintritt eines in einen Mantel gewickelten Mannes der Scene ein Ende gemacht hätte.

Der Mantel fiel zur Erde, und Wirth und Töchterlein und Kellnerin und Italiener riefen mit Einer Stimme:

„Monseigneur!“

Der Eingetretene war Karl d'Albert, Herzog von Chaulnes, Pair von Frankreich, Vidame von Amiens, ein ältlicher Mann, dem man den „großen Herrn“ nicht im mindesten ansah, woran der bürgerliche Anzug durchaus nicht Schuld war; ein Mann, von welchem einige Jahre später ein deutscher Schriftsteller sagte: „Er erwartet den Tod mitten in seinen Vergnügungen, er ist freigebig ohne Unterschied und von einem sehr abgenutzten Gehirne.“

„Holla, das geht ja lustig her!“ rief der Herzog „Notre Dame de Miracle, und auch Vinacche dabei! Sagt mir um aller Teufel willen —“

Mademoiselle Bullot ließ ihn nicht aussprechen; sie eilte auf den hohen Herrn zu und — warf sich an seinen Hals, schluchzend, Gift und Galle speiend:

„Monseigneur, ich halt's nicht mehr aus; Monseigneur, errettet mich aus den Händen meines Vaters! Wäre dieser edle junge Mann eben nicht dazwischengekommen, er hätte mich gewißlich zu Tode geschlagen.“

„Wieder das alte Lied? Bullot, Bullot, ich frage Euch um Gotteswillen, glaubt Ihr in der That, ich habe Euch Eurer rothen Nase wegen zum Eigenthümer dieses Dauphinswappens gemacht? Ich sage Euch, auf den Knien solltet Ihr Euere liebenswürdige Tochter verehren; — notre Dame de Miracle, ich sage Euch zum allerletzten Male, behandelt Mademoiselle wie es sich ziemt, oder —“

„O Monseigneur!“ flehte Meister Claude, welcher seinen Strick längst ganz verstohlen in den Winkel geworfen hatte, und katzenbuckelnd so gemein und niederträchtig aussah, wie man unter der Regierung des großen Louis nur aussehen konnte. „O Monseigneur, ich versichere Euch, sie hat's darauf abgesehen, ihren unglückseligen Vater in ein frühzeitig Grab zu bringen. Monseigneur, Ihr kennt sie nur von der einen Seite; aber ich — o Monseigneur!“ —

„Still! Ihr seid ein Schurke und Mademoiselle ist ein Engel! — beruhige Dich, Kind —“

„Monseigneur, er ist zu boshaft. Monseigneur, wenn Ihr mich wirklich liebt, so laßt mich nicht in seiner Gewalt.“

„Ruhig, ruhig, süßes Kind. Was ist denn nur eigentlich vorgefallen?“

Ja, was war vorgefallen?

Eine Zungenfertigkeit sondergleichen entwickelten Mademoiselle Bullot und Meister Claude Bullot gegen einander, doch haben wir mit dem Ausgangspunkte des Streites nicht das Mindeste zu schaffen und brauchen nur zu sagen, daß der Herzog von Chaulnes, obgleich er im Grunde seines Herzens dem erzürnten Papa Recht geben mußte, in Anbetracht seiner zarten Stellung zu Mademoiselle, sich auf deren Seite stellte. Sehr ärgerlich war der Herr Herzog von Chaulnes! In äußerst lebendiger Stimmung war er durch die Gasse Quincampoix zum Dauphinswappen geschlichen; nun fand er statt Ruhe und Behagen, Unzufriedenheit und Streit; wo er Lächeln und Lachen erwartet hatte, mußte er Thränen trocknen; — notre Dame de Miracle, es war zu ärgerlich!

„Etienne“, sagte der Herzog zu Vinacche, „Etienne, ich bin dieses Lärms müde; ich will nach Haus und Du magst mit mir kommen. Meister Claude, ich versichere Euch meine gnädigste Ungnade! Mademoiselle, Eure rothgeweinten Augen betrüben mich sehr

— gute Nacht, Mademoiselle — dazu zweihundert Louisd'or im Landsknecht verloren — kommt Etienne Vinacche, Ihr mögt mit mir zum Hotel fahren, ich habe Euch Etwas zu sagen; ich habe eine Idee!"

Vergebens hing sich Mademoiselle Bullot an den Arm des Herzogs mit den süßesten Schmeichelworten und Liebkosungen. Er machte sich los, streckte dem niedergeschmetterten Wirth zum Dauphinswappen eine Faust entgegen, ließ sich von Vinacche den Mantel wieder um die Schultern legen und verließ, im höchsten Grade mißmüthig gestimmt, die Gargotte, in welcher nach seinem Abzuge der Tanz zwischen Vater und Tochter von Neuem anging, doch diesmal mit allem Vortheil auf Seiten von Mademoiselle. Meister Claude Bullot sah ein, daß er ein Esel — ein gewaltiger Esel war; demüthig kroch er zu Kreuze und nahm jede Injurie, welche ihm das Töchterlein an den Kopf warf, mit gekrümmten Rücken in Empfang.

Unterdessen wateten mühsam der Herzog und der Italiener durch den Schmutz und die Gefahren der Gassen von Paris, bis sie an einer Ecke zu der harrenden Carrosse des Herzogs gelangten. Mit tiefen Bücklingen riß ein Lakai den Wagenschlag auf.

„Steig hinten auf, Etienne; ich habe mit Dir zu reden," sagte der Herzog und warf sich in die Kissen seiner Kutsche.

„Achtung Stefano, jetzt mag's in Deinen Topf regnen!" murmelte der schlaue Neapolitaner, und schwerfällig setzte sich die Carrosse in Bewegung.

II.

Gold!

Während vor dem flackernden Kaminfeuer in seinem Hotel der Herzog von Chaulnes dem obdachlosen Vagabunden Stefano Vinacche den annehmbaren Vorschlag thut, Mademoiselle Bullot, das liebenswürdige Erzeugniß der Gasse Quincampoix, zu — heirathen und dadurch nicht nur sich selbst sondern auch Monseigneur aus mancherlei ärgerlichen Verdrießlichkeiten des Lebens herauszureißen, wollen wir erzählen, wer Stefano Vinacche eigentlich war. Im Jahre 1689 war der junge Neapolitaner als Lakai im Gefolge des Herzogs, dem er zu Rom mancherlei Dienste curioser Art geleistet haben mochte, nach Frankreich gekommen, ohne jedoch in diesem Lande anfangs die Träume, welche ihm seine südliche Phantasie vorspiegelte, zu verwirklichen. Es wird uns nicht gesagt, was ihn im folgenden Jahre schon aus dem Dienste seines Gönners trieb, und ihn bewog, sich als gemeiner Soldat in das Regiment Royal-Roussillon aufnehmen zu lassen. Wir wissen nur, daß er im Jahre 1691 dem Regimentsschneider Nicolle, seinem Schlafkameraden, einige Officiersuniformen, welche derselbe ausbessern sollte, stahl und mit ihnen desertirte, welches Wagestück aber fast übel abgelaufen wäre. Auf dem Wege nach Paris, der Stadt, nach welcher von jeher eine dumpfe Ahnung künftiger Geschicke das seltsame Men-

schenkind trieb, gefangen und als Fahnenflüchtiger in's Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt, entging er nur durch Verwendung des Grafen von Auvergne dem Galgen. Im nächsten Jahre in Freiheit gesetzt, machte sich Stefano Vinacche von Neuem auf den Weg nach Paris und haben wir seiner Ankunft in der Gargotte zum Wappen des Dauphins in der Gasse Quincampoix so eben beigewohnt. —

Ei, wie wunderlich, wunderlich spinnt sich ein Menschenleben ab! Wir armen blinden Leutlein auf diesem Erdenballe, wandeln freilich in einem dichten Nebel, der sich nur zeitweilig ein wenig hier und da lüftet, um im nächsten Augenblicke desto dichter sich wieder zusammenzuziehen. Wir getriebenen und treibenden Erdbewohner haben freilich nur eine dumpfe Ahnung von dem, was im Getümmel ringsumher vorgeht. Warum sollten wir uns auch in der kurzen Spanne Lebenszeit, die uns gegeben ist, viel um andere Leute bekümmern, da wir doch so viel mit uns selbst zu thun haben? Ueber allen Nebeln ist Gott; der mag zusehen, daß Alles mit rechten Dingen zugeht; der mag Acht geben, daß sich der Faden der Geschlechter, welchen er durch die Jahrtausende von dem Erdknäul abwickelt, nicht verwirrt. Nur weil sie abgewickelt werden, drehen sich Sonne Mond, Sterne; — von jeder leuchtenden Kugel läuft ein Faden zu dem großen Knäul in der Hand Gottes, zu dem großen letzten Knäul, in welchem jeglicher Knoten, der unterwegs entstanden sein mochte, gelöst

sein wird, in welchem alle Fäden nach Farben und Feinheit harmonisch sich zusammenfinden werden.

Da ist solch ein Knötlein im Erdenfaden! wir finden es in unsrer Erdgeschichte am Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach Jesu Geburt, wo viel Sünde! Schande und Verderbniß sich häßlich in einander schlingen, wo Krieg und Sittenlosigkeit das abscheulichste Bündniß geschlossen haben, daß das jetzige Geschlecht schaudernd darob die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt.

Der Erzähler aber, des letzten großen knotenlosen Knäuels in der Hand Gottes gedenkend, schlägt nicht die Hände über dem Kopfe zusammen; — den Handschuh hat er ausgezogen, muthig in die Wüstenei hineingegriffen, einen längst begrabenen, vermoderten, vergessenen Gesellen hervorgezogen. Da ist er — Stefano Vinache — späterhin Monsieur Etienne de Vinache, großer Arzt, berühmter Chemiker, — Goldmacher, nächst Samuel Bernard der reichste Privatmann seiner Zeit! . . . .

„Also, Etienne“, sprach der Herzog von Chaulnes zu dem halb verhungerten, obdachlosen Vagabunden, „eine allerliebste Frau und eine vortreffliche Aussteuer . . . .“

„Servitore umilissimo!“

„Und, Etienne, eine Empfehlung an meinen Freund, den Herzog von Brissac. Ihr geht nach Anjou, — lebt auf dem Lande, wie die Engel

à la Claude Gillot, — ich besuche Euch — stehe Gevatter —"

„Ah!" machte der Italiener mit einer unbeschreiblichen Bewegung des ganzen Oberkörpers.

„Plait-il?"

„O nichts, Monseigneur!" sagte der Italiener. „Ihr seid mein gnädigster, gütigster Herr und Gebieter." Er machte eine Verbeugung bis auf den Boden.

„Wann soll die Hochzeit sein, Monseigneur?"

„So schnell als möglich — ach!"

„Monseigneur seufzt?!" rief Stefano schnell. „Noch ist's Zeit, daß Monseigneur sein Wort zurücknehme; Mademoiselle Bullot ist ein reizendes Mädchen; aber wenn Monseigneur die hohe Gnade haben wollte, mich wieder zu seinem Kammerdiener zu machen —"

„Nein, nein, nein, es bleibt dabei, Vinacche; Ihr heirathet die Schöne, und ich — ah notre Dame de Miracle — ich will hingehen und sorgen, daß Madame von Maintenon und der Pater La Chaise davon zu hören bekommen. Also geht, Vinacche; bis zur Hochzeit gehört Ihr wieder zu meinem Haus. Der Intendant soll für euch sorgen."

„Monseigneur ist der großmüthigste Herr der Welt!" rief Vinacche dem Herzog die Hand küssend. Unter tiefen Bücklingen schritt er rücklings zur Thür hinaus, und tief seufzend blickte ihm sein Gönner nach.

Als sich die Thür hinter dem Italiener geschlossen hatte, murmelte dieser: „Corpo di Bacco, Achtung,

Achtung, Vinacche, Stefano, mein Söhnchen! Halte die Augen offen, mein Püppchen! Ist's mir nicht versprochen bei meiner Geburt, daß ich vierspännig fahren sollte in der Hauptstadt der Franzosen?!"

Drinnen rieb sich der Herzog die Stirn und ächzte:

„Ach, Madame von Maintenon ist eine große Dame! Vive la messe!"

Acht Tage nach dem eben Erzählten war eine Hochzeit in der Gasse Quincampoix. Der Wirth zum Dauphinswappen Claude Bullot verheirathete zu seiner eigenen Verwunderung und zur Verwunderung sämmtlicher Nachbaren und Nachbarinnen seine hübsche Tochter mit einem ganz unbekannten, jungen Menschen, der nicht einmal ein Franzose war. Mancherlei Glossen wurden darüber gemacht, und allgemein hieß es, Mademoiselle Bullot sei eine Thörin, welche nicht wisse, was man mit einem hübschen Gesicht und tadellosen Wuchs zu Paris anfangen könne.

Da aber Mademoiselle Bullot und Stefano Vinacche mit ziemlich vergnügten Mienen ihr Schicksal trugen, so mochten Papa und Nachbarschaft nach Belieben sich wundern, nach Belieben Glossen machen. Sämmtliche Dienerschaft des Herzogs von Chaulnes verherrlichte die Hochzeit durch ihre Gegenwart; Flöten und Geigen erklangen in der Gargotte zum Wappen des Dauphins. Man sang, jubelte, trank auf das Wohl der Neuvermählten bis tief in die Nacht. Zuletzt artete das Gelage nach der Sitte

der Zeit in eine wahre Orgie aus; blutige Köpfe gab's, und zum Beschluß mußte der Polizeilieutnant einschreiten und die ausgelassene Gesellschaft aus einander treiben. Am folgenden Tage machte das junge Paar sich auf den Weg zum Gouverneur von Anjou, dem Herzog von Brissac, einem „armen Heiligen, dessen Name nicht im Kalender steht."

Ein tüchtiges Schneegestöber wirbelte herab, als der Wagen der Neuvermählten hervorfuhr aus der Gasse Quincampoix. Auf der Schwelle seiner Thür stand der Vater Bullot mit der Kellnerin Margot, und beide blickten dem Fuhrwerk nach, so lange sie es sehen konnten. Dann zog der Wirth zum Dauphinswappen die Schultern so hoch als möglich in die Höhe und trat mit der Picarde zurück in die Schenkstube, welche noch deutlich die Spuren der Hochzeitsnacht an sich trug.

„Alles in Allem genommen, ist's doch ein Trost und ein Glück, daß ich sie los bin," brummte der zärtliche Papa. „Es hätte noch ein Unglück gegeben; das war ja immer, als brenne der Scheuerlappen zwischen, uns. Vorwärts, Margot! an die Arbeit, mein Liebchen, auf, daß das Haus rein werde." —

Liebe Freunde, wer das Leben Stefano Vinacche's beschreibt, der muß recht Acht geben, daß er seinen Weg im Nebel nicht verliere. Schattenhaft gleitet die Gestalt des Abenteurers vor dem Erzähler her, bald zu einem Zwerg sich zusammenziehend, bald riesenhaft anwachsend, gleich jener seltsamen Natur=

erscheinung, die den Wanderer im Gebirge unter dem Namen des Nebelgespenstes erschreckt. Bald klarer, bald unbestimmter tritt Stefano Vinacche aus den Berichten seiner Zeitgenossen uns entgegen. Wir wissen nicht, was ihn mit seiner Frau so schnell aus Anjou nach Paris zurücktrieb; wir wissen nur, daß am neunten April 1693, an dem Tage, an welchem Roger von Rabutin, Graf von Bussy, sein wechselvolles Leben beschloß, der Papa Bullot, in höchster Verblüffung die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, als er Tochter und Schwiegersohn zu Fuß, kothbespritzt mit höchst winziger Bagage, durch die Gasse Quincampoix auf das Dauphinswappen zuschreiten sah. Der gute Alte traute seinen Augen nicht und überzeugte sich nicht eher von der Wirklichkeit dessen, was er erblickte, bis ihm Madame Vinacche schluchzend um den Hals fiel, und Stefano ihn herzzerbrechend anflehete, ihn und sein Weib für eine Zeit wieder unter sein Dach zu nehmen.

„Wir wollen auch recht artige Kinder sein!“ bat Madame Vinacche.

„Und wir werden nicht lange Euch zur Last sein!“ rief Stefano.

„Diable! diable!“ ächzte Meister Claude Bullot, und Margot die Picarde gab ihm verstohlen einen Rippenstoß, daß er fest bleibe und sich nicht beschwatzen lasse.

Wer hätte aber den beredten Worten Stefano Vinacche's widerstehen können? Das Ende vom Liede

war, daß das junge Ehepaar mit seinen armen Habseligkeiten einzog in die Kneipe zum Dauphinswappen, und daß Meister Bullot und Margot die Kellnerin, nachdem Madame Vinacche die Schwelle überschritten hatte, seufzend sich in das Unvermeidliche fügten.

„Ach, Margot, Margot, nun sind die schönen Tage wieder vorüber!“ seufzte Meister Claude, und während die Heimgekehrten im oberen Stockwerk des Hauses ihre Einrichtungen trafen, saßen am Kamin in der leeren Schenkstube der Wirth und seine Kellnerin trübselig einander gegenüber und konnten sich nur durch das weise Wort, daß man das Leben nehmen müsse, wie es komme, — trösten. Dann schlossen die beiden Parteien ein Compromiß, in welchem festgestellt wurde, daß weder Monsieur Etienne noch Madame in die Angelegenheiten des Papas und der Kellnerin Margot sich mischen sollten, und daß sie durch ihnen passend scheinende Mittel für ihrer Leiber Nahrung und Kleidung selbst zu sorgen hätten. Wohnung, Licht und Feuerung versprachen Meister Bullot und Margot die Picarde zu liefern.

Feierlich wurde dieser Vertrag vor einem Stammgast der Gargotte, dem Sieur Le Poudrier, einem Winkeladvocaten, verbrieft und besiegelt, und man lebte fortan mit einander, wie man konnte.

Da der Herzog von Chaulnes seine Verpflichtungen gegen das junge Ehepaar glänzend abgetragen zu haben glaubte, so floß die Quelle seiner Gnaden

immer spärlicher und versiegte zuletzt ganz. Die Haushaltung im zweiten Stockwerk des Dauphinswappens mußte für Eröffnung anderer Geldquellen sorgen, zumal da noch im Laufe des Sommers ein kleiner Vinacchetto das Licht der Gasse Quincampoix erblickte. Die Noth und der Zug der Zeit machten Stefano zu einem Charlatan; aber jedenfalls zu einem genialen Charlatan.

„Anima mia, laß den Muth nicht sinken, wir fahren doch noch vierspännig!“ sagte er zu seiner hungernden Frau und fing an, den Nachbaren und Nachbarinnen, sowie den Gästen, welche die Gargotte seines Schwiegervaters besuchten, Mittel gegen das Fieber und andere unangenehme Uebel zu verkaufen.

Allmälig verwandelte sich das Wohngemach der kleinen Familie in ein schwarzangeräuchertes chemisches Laboratorium; mit wahrer Leidenschaft warf sich Stefano Vinacche, obgleich er bis an sein Ende weder Lesen noch Schreiben lernte, auf das Studium der Simpla und der Mineralien.

Eine gewaltige Veränderung ging mit den seltsamen Menschen vor; — nicht mehr war er der vagabondirende Abenteurer, der das Glück seines Lebens auf den Landstraßen, in den Gassen suchte. Tag und Nacht schritt er grübelnd einher, das Haupt zur Brust gesenkt, die Arme über der Brust gekreuzt. Wer konnte sagen, was er suchte?

Eine fast eben so überraschende Veränderung kam über das junge Weib Vinacche's. Die frühere Mai=

tresse des Herzogs von Chaulnes verehrte den ihr aufgedrungenen Mann auf den Knien, sie war die treuste, liebendste Gattin geworden, und ist es über den Tod Stefano's hinaus geblieben.

Sie konnte lesen, sie konnte schreiben: — wie viele alte vergilbte Bouquins hat sie den suchenden Forscher, in stillen Nächten, während sie ihr Kind wiegte, vorgelesen!

Der Vater Bullot hatte nicht mehr Ursache, sich über das wilde, unbändige Gebahren seiner Tochter zu beklagen. Die eigenthümliche Gewalt, welche Stefano Vinacche späterhin über die schärfsten, klarsten Geister hatte, trat auch jetzt in der engeren Sphäre schon bedeutend hervor. Papa Claude, Margot die Picarde, Gratien Le Poudrier der Rabulist, alle Nachbaren und alle Nachbarinnen beugten sich dem schwarzen funkelnden Auge Stefano's. Der Stein war in's Wasser gefallen, und die Wellenringe liefen in immer weitern Kreisen fort; — weit, weit über die Gasse Quincampoix hinaus verbreitete sich der Ruf Stefano Vinacche's!

Unterdessen schlug man sich in Deutschland, Flandern, Spanien, Italien und auf der See. In Deutschland verbrannte Melac Heidelberg, und der Feldmarschallieutenant von Hettersdorf, der „die poltronnerie seines Herzens mit großen Peruquen und bebremten Kleidern zu bedecken pflegte," — Hettersdorf, der elende Commandant der unglücklichen Stadt, wurde auf einem Schinderkarren durch die

Armee des Prinzen Ludwig von Baden geführt, nachdem ihm der Degen vom Henker zerbrochen worden war. Aus Flandern schickte der Marschall von Luxemburg durch d'Artagnan die Nachricht vom Sieg bei Neerwinden. Roses in Catalonien wurde erobert. Zu Versailles, zu Paris in der Kirche unserer lieben Frau sang man Te Deum laudamus; aber im Bischofthum Limoges starben gegen zehntausend Menschen Hungers. Zu Lyon wie zu Rouen fiel das Volk in den Gassen wie Fliegen, und ihrer viel fand man, welche den Mund voll Gras hatten, ihr elendes Leben damit zu fristen.

Stefano Vinacche, nach einer Reise in die Bretagne, verließ die Gasse Quincampoix und das Haus seines Schwiegervaters und zog in die Gasse Bourg l'Abbé. Strahlend brach die Glückssonne Stefano's durch die Wolken. Fünf Monate war er in der Bretagne gewesen, und Niemand hat jemals erfahren, was er dort getrieben, — gesucht, — gefunden hat! Zu Fuß zog er aus, in einer zweispännigen Carrosse kehrte er zurück. Zwei Lakaien und ein Kammerdiener bedienten ihn in der Straße Bourg l'Abbé, wohin er aus der Gasse Quincampoix zog. Von Neuem errichtete er in seiner jetzigen Wohnung seine chemischen Feuerherde, von Neuem braute er seine Recepte, und das Gerücht ging aus, Monsieur Etienne Vinacche suche den Stein der Weisen, und es sei Hoffnung vorhanden, daß er denselben binnen Kurzem finden werde; und wieder tritt dem Erzähler

der alte Gönner des unbegreiflichen Mannes, der Herzog von Chaulnes, entgegen, welcher ihm zum Ankauf von Kohlen, Retorten und dergleichen Apparate zweitausend Thaler giebt.

Im Jahr der Gnade Eintausendsiebenhundert war das große Geheimniß gefunden; — Stefano Vinacche hatte das Projectionspulver hergestellt, Etienne Vinacche machte —

Gold!

In demselben Jahre Eintausendsiebenhundert kaufte Monsieur de Vinacche aus dem Inventar von Monsieur, dem Bruder des Königs, für sechzigtausend Livres Diamanten.

III.

Glück und Glanz.

Wir schauen wie in ein Bild von Antoine Watteau durch das zarte frühlingsfrische Blätterwerk zu Coubron, — fünf Meilen von Paris — wo Monsieur Etienne de Vinacche auf seinem reizenden Landsitze ein glänzendes Fest giebt. Die untergehende Maisonne des Jahres Siebzehnhunderteins übergießt die Landschaft mit rosigem Schein; — Lachen und Kosen und Flüstern des jungen Volkes ertönt im Gebüsch; — geputzte ältere Herren und Damen durchwandeln gravitätisch die gradlinigen Gänge des Parkes.

Carrossen und Reitpferde mit ihrer Begleitung von Kutschern, Lakaien und Läufern halten vor dem vergoldeten Gitterthor; Monsieur de Vinacche und seine Frau sind so eben im Begriff, von einem Theil ihrer Gäste, der nach Paris oder den umliegenden Landhäusern zurückkehren will, Abschied zu nehmen.

Die Dame Rochebillard, die Geliebte Tronchin's, des ersten Cassirers Samuel Bernards, des „fils de Plutus," — wird von Madame de Vinacche zu ihrer Kutsche geleitet; Monsieur Etienne befindet sich im eifrigen Gespräch mit einem jungen Edelmann, dem Sieur de Mareuil. Für fünftausend Livres will Vinacche dem Herrn von Mareuil einen constellirten Diamant, vermöge dessen man immerfort glücklich spielen soll, anfertigen. Ein wenig weiter zurück unterhalten sich die beiden reichen Banquiers van der Hultz, der Vater und der Sohn, mit Herrn Menager, Secrétaire du Roi und Handelsdeputirter von Rouen; — auf einem Rasenplatz tanzen einige junge Paare nach den Tönen einer Schalmei und eines Dudelsacks eine Menuet; bunte Diener tragen Erfrischungen umher, für die abfahrenden Gäste erscheinen andere; der Chevalier von Serignan, Monsieur Nicolaus Buisson, der Sieur Destresoriers, Edelleute von der Robe, Edelleute vom Degen, Finanzleute, Beamte und so weiter mit ihren Frauen und Töchtern, allgesammt angezogen von dem Glanz, der Pracht und dem großen Geheimniß des einstigen neapolitanischen Bettlers Stefano Vinacche.

Hat sich aber um Mitternacht dieser Schwarm der Gäste verloren, so erscheinen andere Gestalten. Aus verborgenen Schlupfwinkeln tauchen Männer auf, finstere bleiche Männer mit zusammengezogenen Augenbrauen und rauhen, rauchgeschwärzten Händen. Da ist Conrad Schulz, ein Deutscher, den Herr von Pontchartrain später verschwinden läßt, ohne daß man jemals wieder von ihm hört. Da sind Dupin und Marconnel, hoch erfahren in der geheimen Kunst. Da ist Thuriat, ein wackerer Chemiker; da ist ein anderer Italiener, Martino Polli. Geheimnißvolle Wagen, von geheimnißvollen Fuhrleuten begleitet, langen an und fahren ab, und Säcke werden abgeladen und aufgeladen, die, wenn sie die Erde oder einen harten Gegenstand berühren, ein leises Klirren, als wären sie mit Goldstücken gefüllt, von sich geben. Geheimnißvolle Feuer in geheimnißvollen Oefen flammen auf, — Wacht hält Madame de Vinacche, daß die nächtlichen Arbeiter nicht gestört werden in ihrem Werke.

Hüte dich, Stefano Vinacche! Im geheimen Staatsrath zu Versailles hat man von dir gesprochen: Monsieur Pelletier von Sousy, der Intendant der Finanzen, hat den Mann mit dem Kopf voll böser Anschläge, hat Monsieur d'Argenson aufmerksam auf dich gemacht.

Hüte Dich Stefano Vinacche! —

Wer klopft in dunkler Nacht an das Hinterpförtchen des Landhauses zu Coubron?

Salomon Jakob, ein Jude aus Metz, welcher die Verbindung des „Unbegreiflichen" mit Deutschland vermittelt.

Wer klopft in dunkler Nacht an die Pforte des Landhauses zu Coubron?

Franz Heinrich von Montmorency-Luxemburg, Pair und Marschall von Frankreich, welchen Stefano Vinacche die Kunst lehren soll, den Teufel zu beschwören.

In dunkler Nacht fährt nach Coubron der Herzog von Nevers, um sich in die geheimen Wissenschaften einweihen zu lassen.

In dunkler Nacht fährt nach Coubron Karl d'Albert, Herzog von Chaulnes, und Madame de Vinacche empfängt ihn in brocatnen Gewändern, geschmückt mit einer Cordeliere und einem Halsband im Werth von sechstausend Livres.

„Notre Dame de Miracle, wie habe ich für Euer Glück gesorgt, Allerschönste!" sagte der Herzog von Chaulnes, und die Tochter des Wirths zum Dauphinswappen verbeugt sich mit dem Anstand einer großen Dame und führt den hohen Gast und Gönner in ihren Salon, welcher den Vergleich mit jedem anderen zu Paris aushält.

Stefano Vinacche trägt nicht mehr sein eignes Haar; eine wallende gewaltige Lockenperücke bedeckt sein kluges Haupt. Mit feiner Ironie sagt er, in den wallenden Stirnlocken dieser seiner Perücke halte

er seinen Spiritus familiaris, sein „folet“ verborgen und gefesselt.

„Notre Dame de Miracle, Ihr seid ein großer Mann, Etienne!“ sagte der Herzog von Chaulnes, und der Hausherr von Coubron verbeugt sich lächelnd:

„O Monseigneur!“

„Ja, ja, Wer hätte das gedacht, als ich Euch in Italien von der Landstraße aufhob? Wer hätte das gedacht, als ich Euch durch den Grafen von Auvergne vom Galgen errettete; — Vinacche, Ihr müßt mir sehr dankbar sein.“

Stefano legte die Hand auf das Herz.

„Monseigneur, ich habe ein gutes Gedächtniß für empfangene Wohlthaten. Glaubt nicht, daß das Glück und die errungene Wissenschaft mich stolz mache. Fragt meine Frau, was gestern geschehn ist.“

„Wahrlich, Monseigneur, es war eine tolle Scene. Stellt Euch vor, es befindet sich gestern eine glänzende Gesellschaft bei uns, Monsieur Despontis, Monsieur von Beaubriant und viele Andere, als ein abgelumpter Mensch Etienne zu sprechen verlangt. Die Diener wollen ihn abweisen; aber Etienne hört den Lärm und läßt den Vagabunden kommen. Mon Dieu, was für eine Scene!“

„Nun?!“

„Nicolle war's, gnädigster Herr! Nicolle, meines Mannes Kamerad aus dem Regiment Royal-Roussillon!“

„Oh, oh, oh! ah, ah, ah!“ lachte der Herzog

„Dem Wiederfinden hätt' ich beiwohnen mögen. Das muß in der That eine eigenthümliche Ueberraschung gegeben haben."

„Ich fiel in Ohmacht, und Etienne — fiel dem Vagabunden um den Hals — "

„Und die Gesellschaft?"

„Stand in starrer Verwunderung! Es war ein tödtlicher Augenblick," rief Madame de Vinacche klagend, doch Etienne sagte:

„Ich hatte dem Manne einst ein schweres Unrecht zugefügt, jetzt war mir die Gelegenheit gegeben, es wieder gut zu machen, und ich benutzte diese Gelegenheit."

„Notre Dame de Miracle, ich werde der Frau von Maintenon diese Geschichte erzählen. Ihr seid ein braver Gesell, Etienne. Ah, oh, oú la vertu va-t-elle se nicher? wie Monsieur Molière sagt, — sagt er nicht so?"

„Ich glaube, gnädiger Herr," meint Vinacche, die Achsel zuckend, und setzt hinzu, als eben Jemand an die Thür des Salons mit leisem Finger klopft: „Da kommt Conrad, uns zum Werk zu holen. Wenn es also beliebt, Monseigneur, so können wir unsere Arbeit von Neuem aufnehmen; Zeit und Stunde sind günstig, jeder Stern steht an seinem rechten Platz, und gute Hände schüren die Flamme!"

In die geöffnete Thür schaut das finstere Gesicht des deutschen Meisters Conrad Schulz:

„Es ist alles bereit!"

„Wir kommen!" sagte der Herzog von Chaulnes, mit zärtlichem Handkuß von Madame Vinacche Abschied nehmend. In das chemische Laboratorium herab schreiten die Männer.

Um den schwarzen Herd stehen regungslos die Gehülfen des großen Goldmachers. Athemlos verfolgt der Herzog jede Bewegung des Alchymisten.

Der Meister arbeitet!

Tiegel voll Salpeter, Antimonium, Schwefel, Arsenik, Quecksilber gehen von Hand zu Hand. Die Phiole mit dem „Sonnenöl" reicht Martino Polli, das Blei bringt Conrad Schulz zum Fluß; — der große Augenblick ist gekommen. Aus einem Loch in der schwarzen feuchten Mauer ringelt sich eine bunte Schlange hervor, sie steigt an dem Beine Stefano Vinacche's empor, sie umschlingt seinen Arm und scheint ihm in's Ohr zu zischen. Ein Zittern überkommt den Goldmacher, aus der Brust zieht er ein winziges Fläschchen; — im Tiegel gährt und kocht die metallische Masse, — die Flammen züngeln, — aus der Phiole in der Hand des Meisters fällt das Projectionspulver in den Tiegel — — —

Das Werk ist vollbracht! In die Form gießt Conrad Schulz die kostbare, im höchsten Fluß sich befindliche Masse, — nach einigen Augenblicken wiegt der Herzog von Chaulnes eine glänzende Metallbarre in der Hand. „Reinstes Gold, Monseigneur!" sagt Stefano Vinacche. —

IV.

Was man in Versailles dazu sagt.

Vinacche fuhr mit seiner Frau vierspännig durch die Straßen von Paris. Lange war Claude Bullot todt und erinnerte sie nicht mehr an die Dunkelheit ihrer Herkunft. In der Gasse Saint Sauveur besaß Stefano jetzt ein prächtiges Haus, wo er die beste Gesellschaft von Paris bei sich sah. Sein Leben strahlte im höchsten Glanz. Die Theilnehmer seiner wunderlichen Operationen hatte er durch Drohungen, Versprechungen, List und Ueberredung zu seinen Sclaven gemacht; er durfte ihnen drohen, sie bei der geringsten Auflehnung gegen seinen Willen als Fälscher, Kipper und Wipper hängen zu lassen. Seine Geschäftsverbindungen mit Samuel Bernard, Tronchin, Menager, mit den beiden van der Hultz, mit Saint-Robert und dem Sieur Buisson Destresoriers nahmen ihren ungestörten Fortgang. Man sah in seinen Gemächern oft fünfzehn, zwanzig, dreißig Säcke voll nagelneuer Louisdors aufgestellt. Neu geprägte Goldstücke fanden die Diener und Dienerinnen, von denen das Haus überquoll, im Kehricht, in den Winkeln, unter der schmutzigen Wäsche; — sie verkauften Stückchen von Goldbarren an die Juden, und Madame de Vinacche erschrak eines Tages heftig genug, als sie ungesehen von ihnen ein Gespräch zwischen ihrer Kammerfrau La Martion und einigen Lakaien ihres Mannes belauschte. —

Der spanische Erbfolgekrieg hatte begonnen. War das Geld im Hause Stefano Vinacche's im Ueberfluß vorhanden, so mangelte es um desto mehr im Hause des Königs Ludwig des Vierzehnten. Herrschte im Hause Stefano Vinacche's Jubel und Uebermuth, so herrschte Mißmuth, Angst, Sorge und Noth zu Versailles. Ein gewaltiger Umschwung aller Dinge trat in diesem früher so glänzenden Frankreich mehr und mehr hervor. Auf die Zeit des phantastischen lebenvollen Carnevals folgte der Aschermittwoch mit seinen Grabgedanken. Zu Grabe gegangen waren die Schriftsteller und Dichter; Pasqual und Franz von La Rochefoucauld ergründeten nicht mehr die Tiefe des menschlichen Herzens. Jean de Lafontaine hielt nicht mehr den lustigen Spiegel der Welt vor, Jean war „davongegangen wie er gekommen war;“ — verstummt war die mächtige Leier des großen Corneille, Jean Racine hatte sein Schwanenlied gesungen und war hinabgesunken in die blaue Fluth der Ewigkeit. Todt, todt war Molière, der gute Kämpfer gegen Dummheit, Heuchelei, Aberglauben und Laster; todt war Jean Baptiste Poquelin, genannt Molière, aber Tartuffe lebte noch!

Die Heiterkeit des Daseins war erblaßt, auch die feierlichen Stimmen der großen Canzelredner Bossuet Bourdaloue, Flechier verstummten! König in Frankreich war der Pater La Chaise, Königin in Frankreich war Franzisca d'Aubigné, die Wittwe Jean Scarron's. Die Schutzherrschaft über das Land

nahm man dem heiligen Michael und gab sie der Jungfrau Maria, wie man sie vorher dem heiligen Martin und vor diesem dem heiligen Denis genommen hatte. Schaffe Geld, schaffe Geld, Geld, Geld, o heilige Jungfrau Maria! Schaffe Geld, holde Schutzherrin, Geld zum Kampf gegen deine und unsere Feinde! Schaffe Geld und abermals Geld und wiederum Geld, süße Mutter Gottes! Schaffe Geld, Geld, Geld, o Schutzpatronin von Frankreich und Versailles, Marly und Trianon!

Wiederum war ein Staatsrath gehalten worden zu Versailles über die besten Mittel, Geld zu bekommen, und Niemand hatte Rath gewußt; weder Pontchartrain, noch Pomponne, noch du Harlay, Barbesieux, d'Argouges, d'Agnesseau. Wohl war manche neue Steuer vorgeschlagen worden; doch ohne zu einem Resultat gelangt zu sein, hatte Louis der Vierzehnte seine Räthe entlassen müssen. Verstimmt im höchsten Grade, rathlos bis zur Verzweiflung, schritt er auf und ab in seinem Gemach und seufzte:

„O Colbert, o Louvois!"

Der König von Frankreich befand sich vollständig in der Seelenstimmung Saul's, des Königs der Juden, als er Verlangen trug nach dem Geiste Samuel's des Hohenpriesters.

Dazu war die Frau Marquise nach Saint Cyr zu ihren jungen Damen gefahren, und der Vater La Chaise gab einigen Brüdern in Christo in der Vorstadt Saint Antoine in seinem Hause ein kleines

Fest. Armer, großer Louis! zu seinem letzten Mittel mußte er greifen, um sich zu zerstreuen; — Fagon, sein Leibarzt, wurde gerufen. In der Unterhaltung mit diesem klugen Manne ging dem Monarchen, freilich doch langsam genug, dieser trübe Octobernachmittag des Jahres 1703 hin, und zuletzt kam auch Madame von Maintenon zurück. Der König seufzte tief auf, gleich einem, der von einer schweren Last befreit wird; Fagon machte seine Verbeugungen und entfernte sich, ebenfalls höchst erfreut über seine Erlösung.

Im klagenden Tone erzählte nun der König seiner Rathgeberin von seiner trüben Nachmittagsstimmung von seiner Sehnsucht nach ihr, seiner einzigen Freundin, von der Dummheit der Aerzte und von der vergeblichen Rathssitzung.

„Sire," sagte die Marquise lächelnd, „ich bin Eure demüthige Dienerin; die besten Aerzte sind die, welche die Seele zu heilen verstehen, was aber die Rathlosigkeit Eurer Räthe betrifft, so ist hier ein Billet, welches die Mittel angiebt, dem Staat Geld zu schaffen. Von unbekannter Hand wurde es mir in dem Wagen geworfen. Leset es, Sire, wir haben schon einmal über den Mann gesprochen, von dem es handelt."

Der König nahm das Schreiben und überflog es.

„Vinache?! der Goldmacher!" murmelte er und zuckte die Achseln.

„Ich höre Erstaunliches über den Mann," meinte

die Marquise. „Sein Luxus geht in's Grenzenlose. Die größten Herren Eures Hofes, Sire, gehen bei ihm ein und aus. Der Herzog von Brissac hat mir neulich Stunden lang von dem geheimnißvollen Menschen gesprochen. Neulich war auch Madame von Chamillard bei mir; sie steht in Verbindung mit dem reichen holländischen Banquier van der Hultz. Auch dieser Mann soll vollständig überzeugt sein, Monsieur de Vinacche habe das Projectionspulver gefunden, Monsieur de Vinacche mache in Wahrheit Gold."

„Ach, Marquise, von wie vielen haben wir das geglaubt."

„Sire, wäre ich in Eurer Stelle, ich würde d'Argenson beauftragen, diesen Italiener zu beobachten."

Der König zuckte abermals die Achseln und gab das Billet zurück.

„Wenn d'Argenson das für nöthig hält, so mag er seine Anordnungen treffen; — ich will nichts damit zu thun haben. Was beginnen Eure Fräulein zu Saint Cyr, Marquise?"

Nachdem der König das Gespräch auf eine andere Bahn geleitet hatte, war es vergeblich, von Neuem den verlassenen Punkt zu berühren; aber die Marquise schob das Billet in ihre Tasche und faßte einen Entschluß. Am andern Tage schickte sie ihren Stallmeister Manceau in die Gasse Saint Sauveur zu Vinacche, unter dem Vorgeben: er solle Diamanten kaufen für eine fremde

Prinzessin. Manceau, von seiner Herrin bestens instruirt, ließ nichts in dem Hause des Alchymisten außer Augen und erzählte nachher Wunder von der Pracht und dem Glanze, die darinnen herrschten. Pferde, Gemälde, Silbergeschirr, Meubles, Alles taxirte er, wie ein Auctionscommissär; auf seine Frage nach Juwelen, antwortete aber Vinacche, er besitze deren wohl sehr schöne, aber er handle nicht damit.

Fast schwindelnd von dem Geschauten kam der Abgesandte der Marquise nach Versailles zurück und stattete seiner Herrin Bericht ab. Einige Tage nachher wurde Stefano Vinacche selbst nach Versailles beschieden und daselbst sehr höflich und zuvorkommend von Herrn von Chamillard empfangen! Ein langes Gespräch hatten die beiden Herrn mit einander und hinter einem Vorhange lauschte die Marquise von Maintenon demselben. Aber aalglatt entschlüpfte Vinacche jeder Frage, die sich auf seine große Kunst bezog; er nahm Abschied und bestieg seine Carrosse wieder, ohne daß die Marquise und Chamillard ihrem Ziel im Geringsten nähergekommen wären.

„Lassen wir d'Argenson kommen!" sagte Frau von Maintenon. „Um keinen Preis darf uns dieser Mann entgehen."

Monsieur de Chamillard verbeugte sich bis zur Erde, und d'Argenson ward gerufen.

V.

Das Ende.

Und Monsieur d'Argenson streckte seine Hand aus; — es fiel ein schwarzer Schatten über das glänzende, fröhliche Leben in der Gasse Saint Sauveur; nach allen Seiten hin zerstob das Getümmel der vornehmen reichen und geistreichen Gäste. Die Flucht nahmen die Herzöge, die Marquis, die Chevaliers, die Abbé's, die Poeten. Wer durfte wagen, da zu weilen, wohin Monsieur d'Argenson den Fuß gesetzt hatte?

Aus dem Nebel ragt düster drohend die Bastille! Sie halten den Stefano Vinacche, auf daß ihnen sein köstliches Geheimniß „nicht entgehe," und — am 22 März 1704, einem Sonnabend — scharren sie ihn ein auf dem Kirchhof von Sanct Paul, unter dem Namen Etienne Durand.

Wer hat je das Genie durch Gewalt gezwungen seine Schätze mitzutheilen?

So liest man in den Registern der Bastille:

„In der Nacht vom Mittwoch auf den grünen Donnerstag, als am 20. März 1704, Morgens um ein Viertel auf zwei Uhr verschied in Nummer drei der Bertaudiere, Monsieur de Vinacche, ein Italiener in der Gegenwart des Schließers La Boutonnière und des Corporals der Freicompagnie der Bastille, Michel Hirlancle. Nach dem Tode des Gefangenen gingen die beiden Wächter, Monsieur de Rosarges davon zu benachrichtigen, und erhob sich dieser und verfügte sich

in die Zelle des Sieur Vinache, welcher sich selbst getödtet hat, indem er sich gestern, als am Mittwoch, ungefähr um zwei Uhr Nachmittags mit seinem Messer die Kehle unter dem Kinn zerschnitt und sich also eine sehr große und sehr weite Wunde beibrachte. Obgleich ihm alle mögliche Hilfe geleistet wurde, konnte man ihn doch nicht retten. Da der Sterbende einige Zeit hindurch das Bewußtsein wieder erlangte, so hat unser Almosenierer sein Bestes gethan, ihn zur Beichte zu bewegen, jedoch ganz und gar vergeblich. Gegen neun Uhr Abends habe ich Monsieur d'Argenson von dem Unglück Nachricht gegeben, und ist derselbe in aller Eile sogleich erschienen, um zu den Sterbenden zu reden, jedoch auch ihm hat der Unglückliche keine Antwort gegeben.

In diesem Schlosse der Bastille 20. März 1704.

Dujonca,
Königslieutenant in der Bastille.

Wohl mochte nachher d'Argenson in seinem Bericht an Chamillard von „billonage," von Kipperei und Wipperei sprechen, es glaubte Niemand daran, selbst der Berichterstatter glaubte nicht daran; man brauchte nur eine Rechtfertigung dem aufgeregten Publicum gegenüber. Zu Versailles wirkte die Nachricht von dem Tode Stefano Vinache's gleich einem Donnerschlag; der König Ludwig der Vierzehnte wurde darob eben so zornig und niedergeschlagen, wie später in demselben Jahre über die Kunde von den Nieder-

lagen auf dem Schellenberge und bei Höchstedt. Die Frau Marquise und die Herren de Chamillard und d'Argenson hatten einige bittere Stunden zu durchleben; aber was half das? Stefano Vingche war todt und hatte sein Geheimniß mit in das Grab genommen!

Der Wittwe des Unglücklichen meldete man officiell, ihr Gemahl sei in der Bastille am Schlagfluß verschieden; sie blieb im ungestörten Besitz aller der auf so geheimnißvolle Weise erworbenen ungeheuren Güter. Der alte Bericht, dem wir dieses seltsame Lebensbild nacherzählen, vergleicht den gemordeten Stefano mit jenem Künstler, welcher dem Imperator Tiberius ein köstliches Gefäß von biegsamem, hämmerbarem Glas überreichte. Der Kaiser bewunderte die vortreffliche Erfindung und fragte, ob dieselbe schon andern Menschen bekannt sei, welches der Künstler vereinte. Auf diese Antwort hin ließ der Tyrann dem genialen Erfinder den Kopf abschlagen und die Werkstatt desselben zerstören, damit nicht „Gold und Silber gemein und werthlos würden, wie der Koth in den Gassen von Rom."

„Par notre Dame de Miracle, Madame, Euer Gemahl war ein großer Mann," sagte der Herzog von Chaulnes zu der trauernden Wittwe Stefano's, „Euer Gemahl war in Wahrheit ein großer Mann; aber einen Fehler hatte er, er war zu verschwiegen! Wie oft hab ich ihn beschworen, mir sein großes Geheimniß anzuvertrauen, — Madame, auf meine

Ehre, Monsieur Etienne war zu verschwiegen, viel zu verschwiegen."

„O Madame, Madame, die Welt ist nicht so beschaffen, daß sie ein großes Genie in sich dulden könne!" sagte zur Frau von Vinacche der Dichter Jean Baptiste Rousseau, der Freund Stefano's. „Madame, die Welt kann das Talent nur tödten, und es giebt nur einen Trost:

c'est le même Dieu qui nous jugera tous!"

„Liebste Schwester," sagte der Graf d'Aubigné zur Marquise von Maintenon, „liebste Schwester, in meinem Leben habe ich noch nichts erfunden, wohl aber traue ich mir viel Geschick zu, die Erfindungen anderer Leute herauszuholen. Ihr wißt das ja; mon Dieu, weshalb habt Ihr mir nicht diese Geschichte mit diesem Italiener überlassen? Das war kein Charakter für die Kunst Monsieur d'Argenson's."

Die Frau Marquise seufzte, zuckte die Achseln und griff nach ihrem Gebetbuch, Mademoiselle La Caverne, ihre Kammerfrau, meldete: Seine Majestät verfüge sich so eben in die Messe. Graf d'Aubigné, welcher „sich wegen seiner Schwester Regierung einbildete, er sei die dritte Person in dem Königreiche," ließ die Unterlippe herabsinken und legte sein Gesicht in die frömmsten Falten.

„Gehen wir, mein Bruder," sagte die Marquise. „Wir wollen beten für die Seele dieses unglücklichen Monsieur de Vinacche und bitten, daß Gott uns seinen Tod nicht zurechne."

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.